Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2 Februar 1910. 11. Jahrgang.

Von der Schule und den Schülern in Mbozi in Deutsch-Ostafrika. (Schluß).

2. Vor und nach Eintreffen der Fibel.

Als wir die nötigsten Häuser gebaut hatten und in den nächsten Jahren nicht am Sonntag, sondern wöchentlich fünf Mal Schule hielten, schrieben wir nicht nur, sondern lasen auch. Wie schon gesagt, gab es keine Fiebel und auch sonst kein Buch, wir mußten daher Buchstaben, Silben, Worte, Sätze und dann auch kleine Geschichten auf Papier und in Schreibhefte schreiben. Das war sehr umständlich, aber da die Schüler so eifrig waren und sich zu Hause und des Sonntags übten, so haben doch viele lesen gelernt. Mehr als 50 Schüler konnten wir aber nicht annehmen, denn wir hatten damals noch keine eingebornen Helfer, und für uns, mich und meine Frau, war es unmöglich, so viele Schüler nebeneinander zu unterrichten. Es kamen viele Leute, nach und nach auch Kinder, und brachten Schulgeld, aber wir mußten sie abweisen und auf die Zeit vertrösten, wo die Fibeln und neue Tafeln angekommen sein würden. Es kamen immer wieder Erwachsene, auch Frauen mit kleinen Kindern auf dem Arm und größere Kinder baten inständig, wir möchten sie unterweisen, aber wir konnten wirklich keine Schüler mehr annehmen. Das war ihnen und uns sehr schwer.

Da endlich im Jahre 1904, am Ende des Jahres, langten die ersten gedruckten Fibeln aus Europa an, und am Anfang des Jahres 1905 traf auch das erste gedruckte Evangelium und zwar das Matthäus-Evangelium ein. Das gab eine Freude! Und als wir dann im Februar 1905 das neue Schuljahr begannen (denn hier sind die großen Ferien um die Weihnachtszeit), da strömten nun nicht weniger als 187 Schüler zusammen. Von diesen sind 110 regelmäßig alle Tage gekommen. Das ist sehr, sehr viel, denn hier wird ja niemand gezwungen, die Schule zu besuchen, nur die Leute selbst zwangen sich, weil sie zu gern lesen und schreiben lernen wollten. Jetzt nun, im Jahre 1908, ist die Schülerzahl auf 315 gestiegen, von diesen sind aber nur 225 regelmäßig gekommen. Alle Jahre kamen etliche mehr. Das hat uns immer sehr gefreut, und wir haben unseren himmlischen Vater gedankt, daß er uns nicht allein gelassen hat.

Von den vielen Schülern sind aber nur die Hälfte Kinder. Die Erwachsenen haben auch jetzt noch großen Eifer im Lernen und werden nicht müde. Es kommt vor, daß der Vater einer Familie der Lehrer einer Klasse ist und seine Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Schoß unter seinen Schülern sitzt. Viele Frauen haben ihre kleinen Kinder bei sich. Diese stören manchmal, indem sie der Mutter die Fibeln umblättern, auch zerreißen oder die Schrift auf der Tafel auslöschen. Doch die Leute lassen sich

nicht sehr stören. In einer Klasse war einmal eine ganze Familie, Vater, Mutter mit einem kleinen Kinde auf dem Schoß und zwei größere Kinder. Dann aber kamen sie aneinander, weil die Mutter in eine

Sonntagsunterhaltung an der Quelle bei Rungwe.

höhere Klasse versetzt wurde, denn sie lernte trotz des kleinen Kindes auf ihren Schoß am besten. Der älteste Schüler ist älter wie ich, er zählt etwa 45 bis 50 Jahre. Er kann jetzt lesen, aber das Schreiben hat er aufgegeben, denn seine Hände zitterten zu sehr.

3. Seltsame Redewendungen.

Viele alte und junge Schüler haben einen ziemlich weiten Weg zur Schule. Eine ganze Anzahl braucht 35 Minuten zu diesem Gang. Da kommt es manchmal vor, daß einer oder der andere zu spät kommt. Hier zu Lande aber sagt man nicht: „Ich kam zu spät", sondern man sagt: „Die Glocke läutete zu früh". Auch noch andere Ausdrücke haben die Schüler, die man garnicht gleich versteht. Wenn man zu einem sagt: „Du hast ja über die Linie geschrieben", da antwortet er: „Der Stift fuhr darüber." Sagt man: „Tue das nicht mehr", so antwortet er „ja", meint aber „nein, ich werde es nicht mehr tun". Wenn ein Lehrer einem Schüler sagen würde: „Buchstabiere das Wort idala (Weg) und fange vorn an, so würde der Schüler sagen: a l a d i. Der Lehrer muß sagen: „Fange an der Seite hinten an" und dann buchstabiert der Schüler: i d a l a. Bei dem Wort idala ist nach der Ansicht der hiesigen Leute der Buchstabe a der Führer, und die andern Buchstaben alle folgen ihm und stehen deshalb hinter dem a. Wir nennen den Punkt, an dem unsere Bücher zu Ende sind „hinten", unsere Schüler aber sagen „vorn", weil der Inhalt der Bücher auf ein Ziel zu geht und am Ende am Ziel angekommen ist, wie eine Karawane, die einem Führer nachgeht.

4. Der Kaufpreis für die Lehrmittel.

Wie in den Anfangszeiten, als wir nur wenige Schüler hatten, so müssen sich auch jetzt alle Schüler Fibeln, Tafeln und sonst alles kaufen. Das ist nicht sehr leicht für sie. Denn wenn es jetzt auch Geld hier zu Lande gibt, so besitzen die Leute doch nur sehr wenig Geld. Den allermeisten Eltern fällt es sehr schwer, sich und ihren Kindern Tafeln, Stifte, Fibeln und sonst alles Nötige zu beschaffen. Da kommen sie und wollen Arbeit haben, auch die Kinder. Einige bringen Mehl, Mais oder sonst etwas, um sich dafür eine Fibel oder was sie grade in der Schule brauchen, zu beschaffen. Da diese Sachen sehr begehrt werden, aber auch schwer zu erlangen sind, weil sie so viel kosten, (eine Tafel kostet des langen Transports wegen 75 Pfennig und ein Schieferstift drei Pfennig), so kommt es vor, daß Fibeln

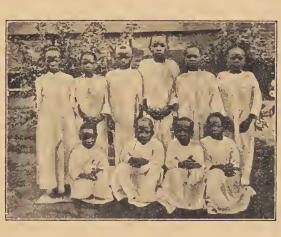
und Tafeln gestohlen werden. Das ist dann sehr schwer für die Schüler. Aus dem Grunde nehmen die Schüler die Fibeln überall mit, wo sie hingehen.

5. Strafen.

Wo viel Leute bei einander sind, auch in der Schule, da kommt es vor, daß einzelne ungehorsam sind. Die müssen bestraft werden. Auch unsere Schüler sind nicht alle immer ganz gehorsam, darum müssen wir auch Strafen in der Schule anwenden. Wenn z. B. ein Schüler einen Tag die Schule versäumt hat, ohne sich zu entschuldigen, muß er einen Heller Strafe zahlen. Wenn einer einen ganzen Monat ohne Entschuldigung fehlt, so muß er im nächsten das doppelte Schulgeld zahlen; wir fordern nämlich alle Monate Schulgeld ein. Wenn jemand sehr ungehorsam war, vielleicht seinen Eltern nicht gehorchte oder sonst böse war und sich nicht warnen ließ, wird er aus der Schule entlassen. Das ist die allerschwerste Strafe, die wir haben. Die meisten Schüler fürchten sie und sind deshalb ziemlich gehorsam. Viele haben aber auch Jesum lieb und sind deshalb brav und brauchen nicht bestraft zu werden.

6. Wie wir in Mbozi zu einem Schulhaus kamen.

Wenn ich Euch so von den vielen Schülern erzählt habe, da werdet ihr denken: Da müssen sie in Mbozi aber ein großes Schulhaus haben. Ihr werdet euch sehr wundern, wenn ich euch sage, daß es gar keins gibt. Die meisten Schüler sitzen im Freien oder in unserm alten Wohnhaus, welches aber bald einfällt, denn es ist von den weißen Ameisen ganz abgefressen, weil es nur von Holz gebaut ist. Etliche Schüler sitzen in einer Stube, die an die alte Holzkirche angebaut ist, aber auch diese fällt ein, denn die weißen Ameisen fressen unten alles ab. Beim Lesen und Schreiben auf der Tafel kann man draußen sitzen und die Tafel und Fibel auf den Schoß nehmen, aber mit Tinte in ein Heft zu schreiben, das geht so nicht. Die Tische, die wir in einer Stube haben, sind wackelig und der Raum zu klein, so daß etliche draußen sitzen mußten, an einem langen Tisch. Das ging aber auch nicht. Die Sonne zog die einzelnen Bretter so krumm, daß man kein Heft oder Tintenglas darauf legen oder stellen konnte. Wenn es geregnet hatte, standen Pfützen auf dem Tisch, denn man konnte den Tisch nicht jeden Tag wegnehmen, weil er so schwer war. Dazu kam noch, daß der Wind die Löschblätter entführte oder die Hefte umblätterte, so daß dadurch viel Klage entstand. Außerdem trieb der Wind auch Sand in die Augen der Schüler, in die Tinte und auf die Hefte. Das war sehr ärgerlich. Da sind wir auf den Gedanken gekommen, den Schülern zu sagen, sie möchten doch eine Sammlung unter sich veranstalten, damit wir ein Schulhaus bauen könnten, das wenigstens so groß wäre, daß eine Klasse von 40 Schülern darin Platz hätte und wir nicht mehr im Freien in Hefte schreiben müßten. Da brachten die Schüler allerlei: Mehl, Mais, Hühner, Heller, ja die, welche viel verdienten, brachten auch größere Geldstücke, die so viel Wert sind wie eine Mark, und das taten sie immer wieder, wenn sie etwas verdient hatten. Nach etlichen Jahren hatten wir so viel Geld beisammen, daß wir an den Bau denken konnten, und im Jahre 1908 haben wir gebaut. Es fehlen nur noch die Bänke und die Fenster. Geld fehlt nur noch sehr wenig, denn die Sonntagsschule der Knaben in Niesky hat uns geholfen und etliche andere Freunde auch. Die Schüler hier freuten sich sehr und danken von Herzen für die Hilfe. Das Wenige, was noch fehlt, wird hier zusammengebracht werden. Wir hoffen, daß wir im Februar 1909, wenn wir mit dem neuen Schuljahr beginnen, das Schulhaus werden einweihen können. Die Leute freuen sich sehr über dies ihr Schulhaus und wir auch, denn sie haben es selbst gebaut und nicht nur von Holz, sondern von Ziegeln; und es ist auch mit Ziegeln gedeckt. Wenn es ganz fertig sein wird, schicken wir auch einmal ein Bild von dem Hause.



Kinder in Mbozi.

Fast hätte ich vergessen, daß die Kinder von Rixdorf für die neue Schule zwei schöne Landkarten geschickt haben, die östliche und westliche Halbkugel darstellend. Unsere Schüler haben sie noch garnicht gesehen. Bisher hatten wir nur eine Karte von Afrika und eine von Palästina. Habt auch ihr vielen Dank, ihr lieben Kinder in Rixdorf!

7. Kaisers Geburtstagsfeier.

Zum Schluß will ich euch nun noch kurz von einer Schulfeier erzählen, die wir an Kaisers Geburtstag abhielten. An diesem Tage waren alle Schüler sehr lustig und vergnügt. Wir hatten auch die Schüler von den Außenplätzen gerufen, denn wir haben nicht nur Schüler auf der Station, von denen ich euch erzählte, sondern auch solche auf vier Außenplätzen, ja jetzt sogar auf neun Plätzen. Zu Kaisers Geburtstag waren so viel Leute in Mbozi versammelt, wie wohl noch nie vorher. Es wimmelte nur so von Menschen, wie auf einem Jahrmarkt. Auch viele Alte und Gebrechliche waren gekommen „zum Kesali“ (d. h. zum Kaiser) wie man hier sagt. Als wir das Lied: „Heil dir im Siegerkranz“ in der hiesigen Sprache gesungen und auch für unsern Kaiser gebetet hatten, fingen Kinder und Alte, Männer und Frauen an zu spielen. Das

war aber ein Spielen! so laut, daß die Erde dröhnte. Die Leute hier haben sehr viel Spiele, aber alle waren uns Europäern fremd. Die Spiele der Kinder und Frauen haben etwas Ähnlichkeit mit Ringel, ringel Rosenkranz, Ringel, ringel Reihe oder Häslein in der Grube saß. Die Spiele der Männer und Knaben erinnerten an den Aufmarsch von Kriegervereinen und Soldaten. Sie liefen aber nicht alle hintereinander, wie die Soldaten, sondern in zwei Abteilungen gegeneinander, wie im Kriege und sangen dabei. Auch unsere zwei Trommeln hatten sie und trommelten. Wenn jemand, der sie nicht kennt, die Leute gesehen hätte, so würde er gesagt haben: „Sie sind wie Wilde", und „ihr Gesang ist ein Geschrei", aber wir, die wir die Leute kennen und wissen, wie sie sind, sagen nicht so, denn sie sind keine Wilden, und ihr Gesang ist so schön, daß wir ihn immer wieder gern hören. Als es anfing Abend zu werden, hörten wir auf zu spielen. Und nun — was machten wir nun? Wir teilten zwei Ochsen unter sämtliche Schulkinder. Diese Ochsen hatten die Sonntagsschulkinder von Rixdorf den hiesigen Kindern geschenkt. Am Morgen waren sie von den Lehrern getötet und in kleine Stücke zerlegt worden. Jedes Kind bekam eins bis vier Stücke, je nach seinem Fleiß. Fleisch essen die Leute sehr gern, aber sie bekommen es nur sehr selten. Kaisers Geburtstag verlief sehr schön. Nachher aber hörte ich, daß man beim nächsten Geburtstage schon früh am Morgen anfangen wolle zu spielen, denn zwei Stunden sei doch eine zu kurze Spielzeit.

Wenn eins von Euch, die Ihr meine Beschreibung gelesen habt, sich angetrieben fühlt für uns zu beten, so tut es, damit wir in der großen Arbeit nicht müde werden, auch dann nicht, wenn die Schüler einmal nicht mehr so willig sein sollten wie jetzt. Besonders betet auch, daß viele Schüler Jesum lieben lernen möchten, denn jetzt lieben ihn noch nicht die Hälfte.

Es grüßt Euch alle herzlich

Dr. Bachmann.

Weihnachtsfeiern in den Kleinwelker Missions-Kinderanstalten.

Erinnerungsblätter vom Herausgeber.

1. Einleitendes.

Welche Bedeutung das Örtchen Kleinwelka für unsere Mission besitzt, davon sprachen wir das letzte Mal. Vor allem ist es dadurch von Wichtigkeit, daß es in seiner Mitte die beiden großen Erziehungshäuser birgt, in denen die Kinder unserer Missionare, Knaben wie Mädchen, ihre Ausbildung empfangen.

Einige Bilder aus dem Leben der Missionskinder sollen uns im Lauf der Zeit mit der Arbeit bekannt machen, die in jenen Häusern getrieben wird, und sollen uns auch fröhliche Stunden mit feiern lassen, Fest- und Feiertage, die dort begangen werden und ja in einem frohen Jugendleben nirgends fehlen dürfen.

Nun haben wir vor nicht sehr langer Zeit Weihnachten gefeiert. Und da denke ich, hören wir am besten heut gleich etwas davon, wie die Weihnachtstage in jenen Anstaltshäusern verlaufen. Sie haben ja dadurch ihr besonderes Gepräge, daß die Kinder alle diese Häuser als ihre Heimat ansehen, denn sonst haben sie keine mehr. Das macht sich grade zur Weihnachtszeit besonders bemerklich.

2. Äußere Vorbereitungen.

Erinnerungen tragen mich zurück in jene im gewöhnlichen Lauf der Dinge höchst einfach ausschauenden, aber zur Weihnachtszeit mit Sternen und Transparenten festlich geschmückten Hausgänge der Knabenanstalt und in die Zimmer der Burschen, in denen es in den Adventswochen des Abends, des Sonntags und an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen recht lebendig und arbeitsfreudig herging. Tausend fleißige Hände regten sich. Da wurde für den Großvater gezeichnet und gemalt, für die Großmutter genäht und gestickt, für den Onkel mit der Laubsäge gearbeitet, für die Tante sauber geschnitzt.

(Fortsetzung folgt)

Rätsel.

Obgleich nicht meine Zunge spricht,
So kann ich sie doch nicht entbehren!
Ich muß, was recht ist oder nicht,
Die Menschen augenblicklich lehren.

Quittungen.

Herzlichen Dank für mehrere Stanniolsendungen von Kindern der Brüdergemeine in Dresden und Umgegend.

M. 10.— zur Tilgung der Missionsschuld von zwei Knaben in B. als Weihnachtsgabe an ihre Eltern erhalten zu haben bescheinigt mit herzlichen Dank

Missionsverwaltung.

Ein Paket Briefmarken und Stanniol von der Gruppe Sörgel des Dreieinigkeit-Kindergottesdienstes dankend erhalten.

Herzl. Dank sagt Schw. Richter und ihren fleißigen Sammlerinnen in der Mädchenanstalt Königsfeld für das Paket Stanniol

die Missionsbuchhandlung in Herrnhut.

M. 5.— aus dem Missionsneger von Elisabeth Everlin, Braunschweig, durch Schw. E. Böhmer, hier, zur Tilgung der Missionsschuld erhalten zu haben, wird hierdurch mit herzlichem Dank bescheinigt

Expedition der Missionsverwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1910. 11. Jahrgang.

Weihnachtsfeiern in den Kleinwelker Missions-Kinderanstalten.

Erinnerungsblätter vom Herausgeber.

(Fortsetzung.)

2. Äußere Vorbereitungen.

Die Kameraden haben das Ihrige am ersten oder zweiten Advent erhalten. Allerhand „Verstecke" waren aufgebaut worden, die bargen eine Kleinigkeit für den zeitweiligen „Freund". Damit dieser aber ein wenig getäuscht wurde, trug nicht der Geber die Gabe selbst, sondern er vertraute sie einem Dritten an, der sich nun wieder ein klein wenig verkleidete und vermummte, um auch nicht erkannt zu werden. Und wenn das nun alle 60 Jungen und drüben im anderen Haus wohl auch die Mädchen so machten, da könnt ihr euch denken, welch geheimnisvolles und fröhliches Durcheinander das gab. Auch Bruder und Schwester, die sich am Nachmittag des Sonntags besuchten, hatten unter sich kleine Späße. Manchmal fiel auch zwischen Lehrern und Schülern ein kleiner Spaß vor. Kurz es fühlten sich, wie das bei einer rechten Hauseinwohnerschaft so sein soll, alle, die zusammenlebten, als eine große Familie. Das tat sich vor allem bei diesen Weihnachtsvorfeiern kund. Und das war gut so. Denn: Fehlten Vater und Mutter und hatten nur ganz wenige Kinder die Möglichkeit, nähere Verwandte aufzusuchen, um mit ihnen das Fest zu feiern, so mußten sich die Zurückbleibenden an diesem Fest der Liebe in Liebe und Freundlichkeit zusammenschließen.

3. Innere Vorbereitungen.

An Gelegenheit zur inneren Vorbereitung fehlte es ja natürlich auch nicht. In „Kinderstunden" im Gotteshaus, insbesondere am Kindergemeintag und beim Gesang des „Hosianna" wurde die Jugend auf die Bedeutung des Festes hingewiesen. Eigens dazu bestimmt war in jedem der beiden Anstaltshäuser, für jede Anstaltsfamilie gesondert, ein sogenannter „Weihnachtsabend", an dem festliche Gesänge und Darbietungen der Streichmusik miteinander abwechselten und ein kurzes Wort an die Kinder gerichtet wurde. Auch allerhand Gäste feierten dabei mit; ja diesen — vielfach waren es selbst Missionare und Eltern von Missionskindern — war es nicht gar schwer, so recht von Herzen teilzunehmen an der Freude der Kinder und ihnen, gleichsam an der Eltern Statt, Worte des Dankes, der Aufmunterung, der Ermahnung, wie ein jedes es grade nötig hatte, zuzuflüstern.

Das eine Mal waren wir um den Christbaum geschart und ließen uns durch die allbekannten, lieblichen Weihnachtsklänge führen von den Voraussagungen der alttestamentlichen Frommen bis hin zur Zeit der Erfüllung alles Verheißenen in dem holden Kinde in Bethlehems Stall.

Missionsknaben-Erziehungsanstalt in Kleinwelke.

Das andere Mal bildete ein hohes, farbenprächtiges „Transparent“ den Mittelpunkt. Licht und klar hoben sich die Worte der Engelbotschaft von dem leuchtenden Grunde ab, den nach oben der stilvolle gothische Bogen abschloß. Zwischen stattlichen Tannen breitete sich eine weite Moosfläche und bot Platz genug für die geräumige Herberge der Eltern des Jesuskindes, für die Hirtengrotte, die großen und kleinen Tiere auf der Weide, die weißen und die dunklen Gäste um die Krippe her. Über dem allen erglänzte ein lichter Chor reizender, leuchtender Sterne, schwebte friedlich der Reigen der Engel.

„Mache dich auf, werde licht“, so erklang die Aufforderung des Sängerchors. „Es ist ein Reis entsprungen“, so besangen wir das frohe Ereignis der Weihnacht. Von der deutsch heimatlich anmutenden Umgebung der vor uns aufgebauten Geburtsstätte ließen wir uns hinweisen auf die uns umgebenden winterlichen Fluren, sangen dem Tannenbaum sein Lob, um dann gleichsam aus dem winterlichen Waldesdickicht jenen geheimnisvollen Mann hervortreten zu sehen, der mit seinem langen Bart, dem wallenden Mantel und einem Sack voll Nüsse den Kleinen eine wohlbekannte, allzeit willkommene Erscheinung ist. Doch trotz dieses erheiternden Zwischenaktes, dessen Eindruck durch den Schluß wieder in den Hintergrund gedrängt wurde, bot auch diese Feier des Erhebenden viel und war eine prächtige Vorbereitung auf das eigentliche Fest und dessen Feier im Haus. Und nun diese selbst! Und am besten gleich!

3. Zur „fröhlichen Bescherung!“

Die Christnacht liegt hinter uns. Wir haben uns nicht nur blenden lassen von dem Lichtmeer, in den gleichsam der ganze Kirchraum eingetaucht war, von den Lampen und dem einzigartigen Lichterkranz, der rings an den Wänden entlang lief, auch von dem Glanz der Kerzen, die ein jedes Kind am Schluß der gottesdienstlichen Feier in die Hand empfing, ehe der jugendliche Chor, im sinnigen Wechselgesang mit dem Kirchenchor, das „Morgenstern auf finstre Nacht“ mit den vielen Auftakten anstimmte — sondern haben auch etwas von dem Glanz der wahren Weihnachtssonne in uns aufgenommen. Nun aber schlägt das Herz in kaum zu zügelnder Ungeduld. Es drängt alles in uns hin zur „fröhlichen Bescherung“.

Schnell ist alles, was zum Kirchgang gehörte, abgelegt, die Kinder haben Aufstellung genommen, in der Reihe und Ordnung der Stubengesellschaften, und dann wird losmarschiert, paarweise, bis vor die hohe Pforte des geräumigen Speisesaals. Da ertönt noch einmal ein „Halt“, damit alles dicht zusammenrücken und einen Vers anstimmen kann. Unter den Klängen desselben öffnen sich die weiten Flügel, und nun erscheinen sie in ihrer ganzen Glorie, die stolzen Lichtbäume, deren Wipfel schon ein wenig durch das Fenster oberhalb des Portals hindurchlugten.

Ein Lichtmeer umgibt uns auch hier. Vier gewaltige Bäume, auf jeder langen, weißgedeckten Tafel einer, noch ein Licht auf jedem Platz, dazu die hellen Sterne und das leuchtende Transparent! Welcher Jubel! Besonders bei den Kleinen, die zuerst hineindrängen, und auch ohne Führer ihren Tisch finden. Säbel und Helme, Soldaten und Kanonen, Kreisel, Malkasten, Pferdchen und Wagen laden von selbst zu sich ein. Das Extrapräsent moderner, warmer, roter Zipfelmützen wird den Buben auf der fröhlichen

Missionsmädchen-Erziehungsanstalt.

Fahrt auf dem „Hosenrutscher“, dem — frischgrünen Rodelschlitten, würden wir heut sagen — die unter dem Tisch hervorlugen, prächtig zu statten kommen.

Bedächtiger, aber auch eiligen Schrittes drängen die Älteren nach. Jedes sucht sich seine Stelle. Da zieht der eine ein knuckelnagelneues Buch hervor, geschmackvoll ausgestattet, und ein heißer Wunsch erfüllt sich ihm. Der andere sieht sich ziemlich vollständig ausgerüstet für Laubsäge- und Schnitzarbeit. Wieder andere entdecken ein Reißzeug, eine Briefmappe; angehende Künstler entfalten die ersten eigenen „Noten“; ein Schachspiel, eine Eislaterne, alles erfreut.

Die erwachsenen Hausgenossen haben vollauf zu tun, alles gehörig mit zu bewundern. Das ist nicht schwer, wenn einem strahlende Augen entgegenleuchten, man mit sprudelnder Rede überschüttet wird und es vieler eignen Worte nicht bedarf. Hat jeder sich an seinem „Hauptgegenstand“ sowie den Kleinigkeiten, die ihn umgeben, fürs erste satt gesehen, schnell wählt er noch ein Stück Backwerk, den Apfel, der zuerst in den Mund wandern soll, und mit einer Nuß unter den Zähnen treibts ihn zum Nachbar, mit diesem dann zum nächsten Tisch, und so gibts bald ein fröhliches Wandern, ein buntes Durcheinander, daß der weite Raum fast zu eng werden will. Da werden die Säbel geschwungen, die Helme geschwenkt, die Rosse geschirrt, Geschütze aufgefahren und auf ihre Treffsicherheit geprüft, Soldaten in Marschbereitschaft gesetzt; dazu wirbelt die Trommel, brummt der Kreisel, rasseln Schlittschuhe.

Kirche in Kleinweike.

Da eine Unterbrechung! Der Direktor steht in der Mitte des Saals. Alles schweigt und horcht freudig auf; denn man wittert, daß es wieder etwas gibt. Und in der Tat, es kommt zur Verteilung für jeden ein Bild, ein Büchlein, ein kleines Album. Zwei bekannte liebe Freundinnen der Mission und dieser Häuser sorgen alljährlich für jedes der über 100 Kinder. Es ist nicht die einzige Gelegenheit, wo sie uns ihrer Teilnahme versichern. Wir danken ihnen noch über das Grab hinaus.

Doch die Uhr zeigt schon zehn. Sonst träumen wir schon. Heut scheint es fast zu früh, an den Aufbruch zu denken.

Wie aber könnte eine fröhliche Kinderschar den lichten Weihnachtssaal verlassen, ohne vorerst noch gesungen zu haben? Erst wollen die Stimmen sich nicht recht in geordnete Bahnen weisen lassen, dann aber schallt es mächtig durch die Hallen: O du fröhliche, Stille Nacht, In dulci Jubilo.

Und daran knüpft nun leicht das Schlußwort an. Lichter und Gaben sind nicht die Hauptsache, so werden die Kinder gemahnt. Sie wissen es ja auch. Ein anderer Gedanke liegt ihnen in dieser Stunde nicht minder nah. Wie stehts bei den Eltern heut? Wie stehts in der fernen Heimat aus, die ja doch das Paradies der Kindheit bleibt? Wir blicken daher im Geist alle übers Meer hinüber und grüßen Vater und Mutter. Kein Wunder, daß manches Auge, das noch eben freudig strahlte, manche gerötete Wange feucht wird. Von einigen Eltern sind rechtzeitig schriftliche, von anderen sogar handgreifliche, schon lange im voraus für diesen Tag bestimmte Grüße eingetroffen, aber sie selbst eben, die Geber, sie fehlen. Und viele Kinder wissen gar wohl, was das heißen will. Aber nein, nicht traurig wollen wir werden, der Herr, um dessentwillen die Eltern da draußen weilen in der Einsamkeit, fern von den Kindern, der Herr wird ihre Lieblinge nicht Waisen lassen. Wir wollen uns freuen, daß wirs tausendmal besser haben, als die vielen Kinder, denen kein Baum brennt, kein Licht leuchtet, die nicht einmal ein warmes Lager und Speis und Trank haben. Darum danken wir zum Schluß dem treuen Gott für alles, was er uns durch liebende Menschen an äußerem Gut und Gaben und Kräften gespendet hat. Und wir wollen uns dessen trösten, daß, wenn an irgend einem Tag des Jahrs, wir an diesem heiligen Abend uns mit den Eltern im Geist treffen am Thron dessen, der uns zu Liebe seinen Sohn in die Welt, in die armselige Krippe gesandt. „Ich steh an deiner Krippe hier“, so singen und beschließen wir die Feierstunden. Und damit verlassen wir schweigend den Saal.

4. Christtagmorgen.

Die Träume vom Lichtbaum und all den schönen Gaben, die das Christkind unter seine Zweige gelegt, sind ausgeträumt, und kaum können die Kinder den grauenden Morgen erwarten. Da ertönt der Glockenschlag, und sie dürfen ins Zimmer eilen. Wie aber

das? Ist das denn der gewöhnliche Wohnraum, in dem sie noch vor kurzem über den Heften und Büchern schwitzten? Er hat sich ja wie von selbst in eine Weihnachtsstube gewandelt. Die Heinzelmännchen waren offenbar geschäftig. Die schweren eichenen Schultische haben sie im Geviert zusammengeschoben und den Christbaum, der gestern im Speisesaal stand, hier aufgestellt. Jetzt empfängt der brennende Baum die Kinder wie ein alter Bekannter mit seinem Festgruß und überstrahlt die Rüstung von gestern, da liegt sie, und das Bilderbuch; und das Pfefferkuchenhaus vom Abend zuvor, an dem wir schon im Traume geknuppert haben, hats auch oben nicht mehr ausgehalten, es mußte zu seinem Besitzer hinunterspazieren. Und das treue Roß zog es zu seinem Herrn, richtig hat es im Stall seine Stelle gefunden und nun gehts mit dem flüchtig gepanzerten Reiter fort in wilder Jagd. Aber wohin? An der sonst freien Wand hälts ihn auf. Absteigen muß er, sehen und hören; denn da plätschert und klappert es lustig durcheinander. Wir sind auf der „vierten Stube". Da hat der Lehrer die Mühle aufgebaut. Ein Bach stürzt die Felsen hinab, eine Mühle treibt er und mündet dann in einem Bassin, um noch im Springbrunnen das Wasser in die Höhe zu schnellen, ehe es zur Seite abfließt. Und ein ganzes kleines Bethlehem mit Krippe und Hirten und Engeln ist auch hier zusammengestellt, und ein Transparent füllt fast das ganze Fenster. Kurz, es ist auch im sonst so öden Schulzimmer Weihnachten, schmuckes, fröhliches Fest. So ausführlich ist der „Putz" nur bei den Kleinen. Die älteren Kinder finden nicht auf ihren Zimmern solchen Festschmuck, doch ihre Christbäume und ihre Gaben sind auch für sie im Wohnzimmer sorgsam neu aufgebaut.

Eingang zum Friedhof in Kleinwelke.

Nicht lange, so ruft die Hausglocke zum gemeinsamen Morgensegen, der auf dem Speisesaal angesichts des großen „Bethlehems" gehalten wird. Noch einmal ist da die ganze Hausgemeine vereinigt. Das ist der erhebende Schlußpunkt der häuslichen Weihnachtsfeier. Im übrigen werden natürlich die Gottesdienste der Gemeine von den Kindern besucht.

Am Nachmittag stellen sich teilnehmende Verwandte und Freunde der Kinder und des Hauses ein. Sie wollen alles bewundern und sich mit freuen, daß man bestrebt ist, den Kindern eine möglichst schöne, reiche Anregung für Herz und Gemüt bietende, für ein solches Anstaltshaus geradezu ideale Feier der Weihnacht zu bereiten.

Denen aber, die dazu helfen, daß den Kindern alljährlich eine solche schöne Weihnachtsfeier bereitet wird, denen allen, klein und groß, die fürbittend der Kinder unserer Missionare gedenken, ein herzliches „Vergelts Gott". Möchte Gottes Gnade ihr Herz durch solche Festfeiern, wie durch jegliche Unterweisung aus seinem Wort in Kirche und Schule immer mehr zu sich ziehen und dann in seiner Gemeinschaft erhalten durchs Leben!

Rätselfrage.

Wer biblische Geschichten kennt,
Weiß, daß im Alten Testament
Erzählt wird, wie schon da das Leben
Drei Toten wieder ward gegeben.
Nun laßt mal eure Kenntnis sehn,
Sagt an, wo die Geschichten stehn!

Th. C. v. C.

Quittung.

Durch E. Drechsler eine Liebesgabe von Frau Cyron, Pleß M. 1.25 mit herzlichem Dank empfangen.

Geschäftsstelle des Nord und Süd.

Mk. 3.— aus Pfarrer Kohlers Schulbüchse in Friesenhausen; Mk. 3.— von einigen Lesern des „Aus Nord und Süd" durch Frau Wilhelmine verw. Wetzig, in Tannborf (Mulde) für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1910. 11. Jahrgang.

Liebe Kinder!

Gott grüße euch, ihr lieben kleinen und größeren Missionshelfer.

„Mu-tu-pe-ge aba-ma-ni-si".

„Gebt uns Lehrer." Das ist die Bitte, die unsre Missionare am Nordende des Nyassasees in Deutsch-Ost-Afrika oft hören, die Bitte, die bis zu uns nach Deutschland herübertönt, — eine Bitte, die wir euch, liebe Kinder, weiter geben wollen. Ihr sollt uns helfen, sie zu erfüllen.

Lernen ist den schwarzen Kindern Afrikas etwas ganz unbekanntes gewesen, bis die Missionare ins Land kamen und ihnen von unserm Gott, der die ganze Welt geschaffen hat und sie liebt, und von seinem Sohn Jesus Christus erzählten. Mancher Neger hat freilich zuerst gesagt: „Aber das alles ist nur für die weißen Leute. Das geht uns Schwarze nichts an." Andere aber haben erst mit einem Ohr, dann mit beiden Ohren gehört und haben gedacht: „Das ist etwas Gutes. Wenn es wahr wäre, daß Gott auch an uns schwarze Menschen denkt!" So sind erst wenige, dann immer mehr zu den Missionaren gekommen, haben gehört, haben gelernt, haben gefragt, bis sie alles verstanden, und schließlich haben sie es begriffen, was wir Christen ja lange wissen und was unser Trost und unsre Freude ist:

„Also hat Gott die Welt geliebt, d. h. alle Menschen und auch uns lieb gehabt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Nun kamen sie zum Missionar mit der Bitte: „Taufe uns, wie der Herr Jesus befohlen hat, denn Gott hat auch uns angerührt. Auch wir wollen Menschen Gottes werden und Jesu angehören." Aber wie hießen die Leute, die kamen? Der hieß: „Schrecklicher Hunger", ein anderer wurde „Altes Eisen" genannt, ein dritter hatte schon oft seinen Namen gewechselt, jetzt nannte man ihn „Kaputti". Da sagten die Missionare: „Wenn ihr Gottes Eigentum sein wollt, müßt ihr doch bessere Namen haben. Wie sollen wir euch von jetzt an nennen?" Eine alte Frau antwortete: Nenut mich „Nu-mu-a-gi-le" d. h. in unsrer lieben deutschen Sprache: „Ich habe ihn gefunden". Ein anderer ließ sich „A-li-na-ne" taufen, d. h. „Er ist bei mir." So werden sie nun mit solchen schönen neuen Namen genannt. Dadurch haben viele Lust bekommen, nun auch „die Sachen Gottes" zu lernen. Auch sie möchten Gott finden, und sie möchten sich nicht mehr fürchten, weil Jesus bei ihnen ist. Was haben sie gemacht? Sie haben hier und da in ihren Dörfern große Hütten gebaut, nicht von Stein und Ziegeln, wie wir, sondern aus Bambus und mit Stroh gedeckt, wie sie dort ihre Häuser bauen, und haben einen oder zwei Männer zum Missionar geschickt mit der Botschaft: „Wir wollen lernen, die

Missionar Br. Löbner mit Frau und Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika.

Hütte ist fertig, gib uns einen Lehrer," und der Missionar hat ihnen gern einen Lehrer geschickt. So gibt es schon hier und da im Lande, oft weit von der Missionsstation entfernt, eine Schule. Wir wollen einmal durch die Tür hineinschauen. Da sieht es freilich anders aus als bei euch in der Schule. Hier hocken sie am Boden, manchmal Groß und Klein durcheinander, und einer, der grade lesen gelernt hat, hilft den A B C-Schützen die ersten Buchstaben, Silben oder Worte zu erlernen. In der andern Ecke sitzen sie und schreiben auf der Tafel. Draußen unter dem großen schattigen Baum aber sitzt eine Gruppe. Sie lesen aus der Fibel, und wie stolz sind sie auf ihr Buch, denn sie haben es selbst erarbeitet. Das war keine geringe Mühe. Sie selbst hatten kein Geld, ihre Eltern auch nicht, denn es gibt erst wenig Geld im Lande und auch die Gelegenheit zu verdienen ist sehr gering. Wie sollten sie da eine Tafel, Fibel oder gar ein neues Testament kaufen können? Da sammelten sie Salz, wie es sich dort auf dem Sumpfland als eine weiße Kruste niederschlägt, trugen es nach Hause, kochten es aus und gingen nun mit dem gereinigten gelben Salz über die Berge zu den Leuten jenseits, die kein Salz finden, und tauschten es dort ein gegen Hühner, wie sie in jener Gegend überall zu finden sind. Die Hühner aber trugen sie über die Berge, brachten sie zum Missionar und sagten: „Gib uns dafür eine Tafel oder eine Fibel oder ein neues Testament" und der hat es gern getan.

Ob denn aber die schwarzen Kinder ebenso lernen können wie ihr weißen Kinder? Manchen wird es freilich sauer, zumal das Rechnen. Da schauen sie immer wieder auf die Finger und zählen. Hoffentlich macht ihr es anders. Aber da sitzt ein Knabe von elf Jahren mitten unter den großen Schülern der ersten Klasse. Die lesen schon aus dem neuen Testament, sie schreiben auch schon mit Tinte, ja sie machen große Aufsätze und erzählen darin, wie man das Feld bestellt oder was man auf der Reise über die Berge erleben kann, und wie jenseits andere Menschen wohnen mit einer andern Sprache und andern Häusern, oder sie erzählen von dem großen Nyassasee, der dort in der Ferne liegt, mit den Booten der Eingebornen oder dem Schiff der weißen Leute, und wenn sie darin kochen, so fährt es ohne Ruderer! Weil sie schon schreiben können, dürfen sie auch an dem einzigen Tisch sitzen, der in der Schule vorhanden ist. Unser Knabe aber liest und schreibt, als ob er schon lange in der Schule wäre. Er ist aber erst im Januar eingetreten, hat vorher niemals ein Buch gesehen oder einen Buchstaben gelernt. Jetzt aber im November liest er schon die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande vor. Und als wir nach der Schule durchs Dorf wandern, da hockt er mit ein paar andern vor der Türe einer Hütte unter den Bananen und — lehrt sie die Buchstaben. Solcher Knaben und junger Männer gibt es manche. Sie sollen Lehrer werden für alle die vielen Kinder, die überall im Lande wohnen, von denen die meisten noch immer vergebens bitten: „Gebt uns einen Lehrer." Aus einem Dorf haben sie gar die Botschaft gesandt: „Wir haben schon oft gebeten. Ja die erste Hütte, die wir gebaut hatten, ist von den Ameisen schon zerstört worden. Jetzt bauen

wir die zweite. Wann schickt ihr uns endlich einen Lehrer?“

So wollen wir nun eine große Schule einrichten, wo viele von den begabten Kindern zu Lehrern für ihr Volk herangebildet werden sollen. Diese Schule wollen wir in Rungwe errichten. Heut gibt es dort nur eine Dorfschule. Eine Klasse derselben seht ihr hier auf dem Bilde. In der neuen großen Schule sollen nun viele Knaben und junge Leute aus dem ganzen Lande zum Dienst an ihren Volksgenossen herangebildet werden. Wollt ihr uns dabei helfen, so hört nochmals die Bitte:

„Mu-tu-pe-ge aba-ma-ni-si!“ „Gebt uns Lehrer!“

Mit herzlichem Gruß an euch alle

Berthelsdorf bei Herrnhut, Januar 1910.

Die Missionsdirektion der Brüdergemeine
P. O. Hennig.

Aus dem Leben der Hottentottenkinder in Deutsch-Südwestafrika.

(Von Frau Missionar Spellmeyer von der rheinischen Mission.)

Gochas, Namaland, den 18. Juni 1902.

Liebe Kinder! Ob Ihr wohl zuweilen daran denkt, daß unser lieber Kaiser im fernen Afrika Besitzungen hat — viel größer, als unser ganzes deutsches Vaterland, und daß die Kinder, die dort wohnen, Eure kleinen Landsleute sind? Eine dieser Besitzungen heißt Deutsch-Südwest-Afrika, und eins der Völker, die dort wohnen, sind die Hottentotten. Einst stark und mächtig, ist dieses Volk jetzt leider im Aussterben begriffen. Infolgedessen findet Ihr auch nur wenig Plätze, wo viele Menschen wohnen, und sehet darum hier auch nicht so viele Kinder wie daheim im lieben Deutschland.

Die Hottentottenkinder sind nicht, wie Ihr, gezwungen zur Schule zu gehen; aber wenn Ihr meint, sie hätten darum den ganzen Tag nichts zu tun als sich herumzutummeln, so seid Ihr im Irrtum. Schon früh morgens, ehe die Sonne aufgegangen ist, müssen sie ihr Lager, das aus Schaf- und Ziegenfellen besteht, verlassen und — oft von weither Wasser holen oder ihren Eltern beim Melken der Kühe und Ziegen behülflich sein. Dann bekommen sie auch ihre erste Tagesmahlzeit, nämlich eine Schüssel Milch. Brot oder etwas anderes gibt es nicht dazu. Die Kühe läßt man des Morgens gehen, wohin sie wollen; denn sie kehren regelmäßig des Abends zu ihren Kälbern, die daheim geblieben sind, zurück. Die Schafe und Ziegen dagegen bedürfen der Aufsicht; und sie zu hüten, ist eben das Geschäft der Kinder. Wollen die Kinder treu sein in ihrem Beruf, so müssen sie hübsch darauf achten, daß ihre Pflegebefohlenen immer gute Grasplätze finden. Wenn der liebe Gott in einem Jahr viel Regen geschenkt hat und Gras genug vorhanden ist, ist dies ja nicht so schwer; aber schlimm ist es, wenn, wie in diesem Jahre, sehr wenig Gras wächst.

So ziehen dann die kleinen Hirten des Morgens aus, nur mit einem Schurzfell bekleidet. Vielleicht haben sie noch ein Fellsäckchen auf dem Rücken sowie ein Felltäschchen, das an einer Schnur um ihren Hals hängt. Werfen wir in letzteres einen Blick, so bemerken wir darin einige Steine oder irgend eine afrikanische Rarität, aber kein Butterbrot, wie Ihr vielleicht vermutet. Erst, wenn die Kinder abends heimkehren, geben die Eltern ihnen wieder etwas zu essen. Aber der liebe Gott hat in anderer Weise dafür gesorgt, daß die Kinder nicht den ganzen Tag zu hungern brauchen. Sie finden zur Sommerszeit in der Wildnis allerlei Eßbares, z. B. han, eine zwiebelähnliche Frucht, sowie onn und huni, eine Art Beeren, die aber erst gestampft werden müssen, weil sie so dicke Steine haben. Auch machen sich die

Wie Missionar Klaussch den jungen Deutschen in Ostafrika Schule hält.

Kinder Pfeil und Bogen, um Vögel zu schießen. Neigt sich die Sonne zum Untergang, und haben die Kinder das Fellsäckchen mit Früchten gefüllt, so ist's Zeit, an den Heimweg zu denken. Hirten und Herden haben inzwischen großen Durst bekommen, denn die afrikanische Sonne brennt heiß, und im Felde gibt's kein Tröpfchen Wasser. Dann ist es eine wahre Lust, abends an einer Wasserstelle zu sitzen und zuzuschauen, wie den schmachtenden Tieren das Wasser schmeckt. Die Ziegen pflegen sich beim Trinken auf die Knie zu legen, die Schafe dagegen gehen soweit wie möglich ins Wasser. Zuweilen passiert es jedoch, daß eins von ihnen hineinplumpst und dann an den Ohren aus dem Wasser herausgezogen werden muß. Ist der Durst gestillt, so geht's heim auf die Werft. Die Ziegen werden gemolken, und die Kinder bekommen ihr Abendessen, das wiederum nur aus Milch besteht.

Jung-Deutschland in Ost-Afrika.

Wie glücklich seid Ihr doch daran, liebe Kinder, daß Euch Eure Eltern einigemal den Tisch decken können! Dankt Ihr dem lieben Gott auch von Herzen dafür?

Wenn es hier im Lande wenig Gras gibt, wird die Portion Milch, die die armen Hottentottenkinder bekommen, immer kleiner, so daß sie zuweilen bittern Hunger leiden müssen. Auch Ihr, liebe Kinder, habt wohl schon gehungert, aber einen solchen Hunger, wie ihn die Kinder hier manchmal haben, kennt gewiß niemand von Euch. Möchten doch die armen Hottentottenkinder aus dieser Not lernen, daß sie einen Vater im Himmel haben, der ihnen so gerne das Nötige geben will, wenn sie ihn darum bitten. Doch damit der liebe Gott unsere leiblichen Bedürfnisse stillt, ist noch etwas anderes nötig, und das können die Hottentottenkinder nicht von ihren Eltern lernen. Ihr kennt alle den Spruch: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen", und wißt, daß der liebe Gott keine Faulenzer versorgt. Die Hottentotten haben aber sehr wenig Lust zur Arbeit und beherzigen auch nicht das Wort: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not." Die Milch, die ihnen ihre Herden liefern, können sie ja auch nicht sparen; aber doch könnten sie sich Gärten anlegen und darin Mais, Korn und Kürbisse ziehen. Einige Leute tun das wohl auch. Aber statt daß sie dann die Erträge ihrer Gärten für die Notzeit aufspeichern, kommen die Nachbarn und helfen so lange essen, bis nichts mehr vorhanden ist.

Doch Hunger ist nicht das einzige, worunter die Hottentottenkinder zu leiden haben; da ist auch noch zur Winterszeit die Kälte, die ihnen besonders abends und morgens sehr zusetzt. So kalt wie in Deutschland wird es hier freilich nicht; aber die Hottentottenkinder sind viel empfindlicher gegen die Kälte, weil sie während der langen Sommerszeit schutzlos den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind. Wird es empfindlich kalt, so hüllen sich die Kinder in Felle, die ihnen jedoch gegen den scharfen Wind nur ungenügenden Schutz gewähren. Die Mädchen haben es in dieser Beziehung besser als die Jungen. Sie besitzen meist ein, wenn auch altes, so doch anschließendes Kleidchen. Für die Jungen scheint es nach Hottentottensitte nicht einmal passend zu sein, viel in Fellen einherzugehen. Sogar des Sonntags in der Kirche hocken sie fast nackt auf ihren Plätzen und sehen so verfroren aus, daß einem das Herz weh tut.

Zweisilbiges Rätsel.

Die erste Silbe ist nicht groß,
Besteht aus einem Zeichen bloß.
Man kann sie einen Ausruf nennen,
Der frohes Staunen läßt erkennen.
Der Ausruf tut sich auch wohl kund,
Wenn wir in später Abendstund'
Befreit von Staub und Weltgetümmel
Bewundernd schauen auf gen Himmel,
Wo millionenweis' erscheint
Das, was die zweite Silbe meint.
Das Ganze ist ein fröhlich Fest,
Das Gott der Herr uns feiern läßt.

C. Th. D.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1910. 11. Jahrgang.

Der Sommer in Alaska.

Schwester Rehmel, die auf der Missionsstation der Brüdergemeine Quinhagak an der Mündung des Kuskokwimflusses im fernen Alaska in Nordamerika die Eskimokinder in die Wissenschaft einführt und mit dem Herrn Jesus bekannt macht, ist es, die uns im folgenden allerhand Schönes erzählt von dem, was doch auch in jenem rauhen Lande der Sommer bietet. Und Schwester Rehmel weiß zu erzählen, denn sie kennt auch die weißen Kinder gut, hat sie ihnen doch selbst früher Schule gehalten. Und daß sie sie lieb hat, das fühlen wir ihren Worten ab. Sie schreibt:

Meine lieben kleinen Leser!

Wenn Ihr dies lesen werdet, sitzt Ihr wieder über Euren Büchern. Wenn Ihr so des Morgens in Eure Schule geht, da denkt doch auch der kleinen braunen Kinder in Alaska, welche auch ihr Spiel verlassen und in das Schulzimmer trollen. Dieses Zimmer ist freilich nicht halb so schön, wie das Eurige; die Kinder sind aber froh, wenigstens dieses zu haben. Und wenn Ihr Alaska auf Eurem Atlas sucht, so denkt daran, daß es eben auch ein wirkliches Land ist, und daß es da ebenfalls solche Kinder gibt, wie Ihr, welche auch tüchtig lernen.

Viele von Euch denken, in Alaska sei es immer kalt, und Eure Bücher haben Euch das so gelehrt. Da zeigen Euch die Bilder Eisberge, Schnee, Schlitten und dergleichen Dinge. Aber Alaska ist nicht immer so kalt, wenn der Frost auch sehr zeitig kommt. Und der Sommer ist wirklich recht angenehm. Da scheint die Sonne warm und hell, viele Stunden des Tages, und das Gras wächst hoch, und die Vögel singen süß.

Von einem solchen Sommer, einem Sommer hier in Quinhagak will ich Euch etwas erzählen: Wenn Du mit der Sonne aufstehst, wirst Du hier sehr zeitig wach. Dann sieh Dich um, und Du wirst ein kleines Dorf sehen, dicht am Ufer eines kleinen, aber flinken Flusses. Folgst Du diesem mit Deinem Auge, so weist Dich der Blick auf eine große Bucht, die Kuskokwim-Bai, eine ungeheure Wassermasse. Und während Du dorthin siehst, werden Möven auf- und abfliegen, über die Bucht hin, und sich dann hart am Rande des Wassers auf dem Sand niederlassen. Sieh nur, wie schön sie ihre Schwingen breiten, wenn sie so abwärts fliegen, man vermutet, daß sie vorsichtig ihre schönen weißen Flügel nicht naß werden lassen wollen. Weiter siehst Du Regenpfeiffer, und wenn Du am Bach entlang wandelst, kleine furchtlose Sandpfeifer, die laufen direkt vor Dir her und erinnern Dich an das englische Lied, das mit den Worten anfängt, die auf Deutsch heißen würden: „Sind wir denn nicht beide Gottes Kinder, beide, kleiner Sandpfeifer, Du und ich?“

Sieh weiter auf das Dorf und Du wirst da eine ganze Anzahl nette Holzhäuser erkennen können, und andere, die aus Rasen gebaut sind; Schneehäuser dagegen, die gibts hier in Quinhagak nicht, selbst im Winter nicht.

Unsere Station Bethel am Ufer des Kuskokwimstromes im Sommer.

Was sind das aber für kleine sonderbare Streifen von roten Gehängen auf dem Gestell vor dem Hause? Lauf zum Dock, in den frischen Morgen hinein, und Du wirst dort etwas sehen, was Dir zu einer Antwort auf diese Frage verhilft. Da kommt nämlich ein großes Boot heran mit einigen müde aussehenden Fischersleuten, und daneben kommen einige Kajaks der Eingebornen, eins, zwei, drei, vier, und in der Höhlung jedes Kajaks sitzt ein Eskimo, der ein kurzes Ruder in der Hand hat und damit bald nach der rechten, bald nach der linken Seite hin ins Wasser schlägt. Sieh, was die Leute für schöne Fische hereinbringen! Das ist der Königslachs. Und die Frauen sind nun gleich geschäftig, sie in Streifen zu zerschneiden und sie zum Trocknen aufzuhängen auf die dazu bestimmten Fischgestelle. So, wie Du etwa mit einem Apfel in die Schule gehst, um ihn zum Frühstück zu genießen, so nimmt der Eskimoknabe und auch das Mädchen ein Stück getrockneten Lachs mit; das steckt der Knabe sorgfältig in seine Fellstiefeln!

Aber hier kommen Hunde, große, langhaarige, zottige Burschen, die wedeln mit ihren buschigen Schwänzen ganz freundschaftlich hin und her! Aber sie sind so warm? Sie fangen an, Löcher in die Erde zu graben, wo sie während der wärmeren Zeit des Tages liegen. Der Sommer ist nämlich für sie Ferienzeit.

Wollen wir jetzt in die Tundra hinausgehen? Dort ist's hübsch, da gibt's Blumen im Überfluß; Vergißmeinnicht, Butterblumen, sogar süße Erbsen und schöne, blau und rote Blüten; auch den wilden Sellerie, den die Eskimokinder so gern essen. Und Moos breitet sich wie ein Samtteppich unter die Füße. Nur mußt Du Deine Gummischuhe anziehen, denn es gibt viele sumpfige Stellen. Die große, ebene Tundra erstreckt sich bis weit hin zu den Bergen.

Den ganzen Tag über, ja an vielen noch folgenden Tagen gibt es immer wieder etwas, was Dich interessiert. Wie wunderschön ist der Sonnenuntergang, wenn die Sonne in die Buchten hinabtaucht, und die entfernten Bergzüge in eine leuchtende, rosige Farbe eintauchen!

Am Sonntag wirst Du in die Kirche gehen wollen. Sie ist eines der nettesten Missionsgebäude in Quinhagak. Sie ist freundlich und licht im Innern. Die kleinen Kinder sitzen vorn und singen tüchtig mit. Sie singen schön und behalten sich auch den Text vieler Lieder leicht. Sie sind sehr ruhig, falten ihre Hände und neigen ihren Kopf während des Gebets auf eine solche Art, daß ich sicher bin, das wird dem lieben Gott gefallen. Am Nachmittag wird Sonntagsschule gehalten; die Kinder wiederholen das Bibelwort, was sie gelernt haben. Manche können auch schon Bibelabschnitte sehr gut auffinden. Sie nehmen auch gern bunte Karten in Empfang; hast Du nicht vielleicht welche, die Du mir schicken kannst?

Hübsche Dinge haben sie zu Hause sehr wenige und fast gar kein Spielzeug. Die Welt, in der sie leben, ist sehr, sehr klein, im Vergleich mit der, in der Ihr aufgewachsen seid; doch sie sind glücklich, und sie können lernen, was es bedeutet, Jesum lieb zu haben, und das ist doch das Beste von allem.

Und jetzt geht der Sommer bald vorüber. Die Kinder singen auch schon allerhand Lieder vom Frost. Und sie gehen in die Tundra, alle Tage, um Preißelbeeren und Moosbeeren zu holen. Die hübschen kleinen Schwalben, welche den Grasmücken sehr ähnlich sehen, mit denen Ihr in Eurer Heimat gute Bekanntschaft geschlossen habt, die haben uns verlassen. Die vielen Gänse und Enten sind fortgeflogen; die Tage werden kürzer, der Winter wird bald da sein. Wir aber werden so viel zu tun haben und so glücklich sein, daß die Tage nur so vorbeifliegen. Ich wünsche Euch ein sehr vergnügtes Schuljahr und bin

Eure Freundin

Anna Buxbaum Rehmel.

Little Missionary, Dez. 09.

Aus dem Leben der Hottentottenkinder in Deutsch-Südwestafrika.

(Von Frau Missionar Spellmeyer von der rheinischen Mission.)

(Schluß.)

Wie gerne sagte man zu jedem der frierenden Kinder: „Halt, ich will dir ein schönes, warmes Barchenthemd geben!“ Aber woher sollen wir die vielen Hemden nehmen? Jetzt ist es so kalt in unserer Buschkirche, daß man gar keine Jungen mehr darin sieht.

Einige Kinder, deren Eltern wohlhabend sind, besitzen zwar irgend ein Kleidungsstück; ja, es kommt vor, daß sich drei Jungen in einen Anzug teilen. Der eine trägt eine schöne Weste, von seinem Vater, auch hat er eine Krawatte um den Hals; aber seine Beine sind nackt. Der andere trägt als Kopfbedeckung einen Strumpf, den er bis an die Ohren über seinen Kopf gezogen hat. So kann man zuweilen die wunderbarsten Zusammenstellungen sehen. Diese schönen Sachen werden aber nur angezogen, wenn die Kinder in die Kirche oder zur Schule gehen.

Einer der wenigen Glücklichen, die einen Anzug besitzen, ist Jonas. Er hütete einige Zeit unsere Kälber, die sehr übermütig waren. Ursprünglich hatten wir für dieses Amt einen anderen Jungen ausersehen, der uns öfters ein Bündel Holz brachte, und dafür etwas Essen bekam. Als ich diesen einmal fragte, wie er heiße, gab er die Antwort: „U tamab“ d. h. „der nicht Essende“. Ich fragte ihn dann weiter, ob er nicht unsere Kälber hüten wolle, dann bekäme er täglich satt zu essen. Aber dazu hatte er keine Lust. Statt seiner kam dann Jonas und bot sich als Kälberwächter an. Er war so groß, daß er gerade auf den Tisch sehen konnte; und in der Hand hielt er eine Peitsche, die noch einmal so lang war wie das ganze Kerlchen. Auch hatte er einen wunderbaren Spitznamen. Man nannte ihn Bere Gan d. h. Brotbacken.

Jonas kam nun seiner Pflicht ganz treu nach. Pünktlich jeden Morgen wurden die Kälber abgeholt und ebenso abends zurückgebracht. Aber einmal passierte ihm doch ein Unglück. Er kam eines Morgens spornstreichs auf unser Haus losgestürzt, um Niklas, unseren Hausjungen, zu rufen. Auf unsere Frage, was denn geschehen sei, erklärte er: „Eins der Kälber ist in den Morast des Flusses versunken. Zwei Männer sind dabei, es herauszuziehen; aber sie müssen noch Hülfe haben!“ Mit diesen Worten eilte er samt Niklas davon, und auch mein Mann und ich begaben uns zu der Unglücksstätte. Mit vereinten Kräften gelang es endlich, das arme Tier herauszuziehen; aber es war über und über mit Schlamm bedeckt und ganz dick aufgeschwollen. Schnell wurden Säcke geholt, um das Kalb warm zu reiben; auch bekam es eine Flasche Medizin. Bis zum Mittag hofften wir noch, es würde sich erholen; aber dann fiel es plötzlich tot zu Boden.

Ich erzähle Euch dies Beispiel, damit Ihr seht, wie sorgfältig ein solch kleiner Viehwächter achtgeben muß, damit keins der Tiere verloren geht.

Ein rechter Schlingel war der Jonas übrigens auch. So hat er einmal einen kleinen Jungen mit einer toten Schlange dermaßen erschreckt, daß dieser davon sehr krank geworden ist.

Da habt ihr nun gehört, wie die Hottentottenkinder hier leben, und was sie treiben. Ihr seht daraus, daß sie trotz der Freiheit, die sie genießen, es bei weitem nicht so gut haben, wie Ihr. Dankt darum dem lieben Gott für das, was er Euch täglich gibt! Dankt ihm vor allem für die Erziehung und Pflege, die Euch von Euren lieben Eltern und Lehrern zuteil wird; und dann betet auch für die armen Hottentottenkinder, daß auch sie den Heiland suchen und lieben lernen!

Der erlegte Leopard ein Wegweiser zum Himmel.

Eine Geschichte aus Deutsch-Ostafrika.

Ihr wißt, daß unsere Missionare in Deutsch-Ostafrika nicht selten — ob sie wollen oder nicht — mit den großen wilden Tieren zusammenkommen, die dort ihre Heimat haben. Von Löwen und Tigern erzählten wir schon mancherlei. Besonders oft stellen sich Leoparden in den Dörfern ein. Nicht immer haben sie es auf Menschen abgesehen. Nein, zunächst gehen sie auf Tiere aus. Sie brechen darum in die Herden und Ställe ein, töten ein Stück Vieh, etwa ein Kalb, oder sie holen sich eine Ziege, ein Huhn und was sie sonst erspähen können. Finden sie keine

Schulkinder unserer Mission in Alaska.

Tiere und sind sie sehr hungrig, ja, dann fallen sie freilich auch oft Menschen an. Und da ist es dann Pflicht unserer Missionare, den armen Dorfbewohnern zu helfen und sie vor den Angriffen dieser Räuber zu schützen.

Vor einigen Tagen kam ein Brief von Bruder Löbner, der jetzt unsere Missionsstation Usoke, unweit Tabora in Deutsch-Ostafrika, leitet. Der erzählt, daß dort kürzlich wieder eine ganze Anzahl Menschen von Leoparden getötet worden sind. Zwei Frauen aus einem Nachbardorf waren die letzten Opfer, von denen man hörte. Da dachten unsere Brüder (Br. Löbner und der gerade zum Besuch anwesende Br. Stolz), da müssen wir wieder helfen, denn das kann so nicht weiter gehen. Auch in die Herde der Missionsstation war der räuberische Geselle eingebrochen; ein Kalb hatte er entführt. So wartete man denn darauf, daß er bald zurück kommen würde, um noch ein zweites Tier aus dieser Herde zu holen. Dabei wollte man ihn überlisten und beim Kragen kriegen. Und was war's? Es dauerte nicht lange, so war der Schlingel wieder da. Nicht zwar ein Kalb wollte er diesmal, sondern zur Abwechselung eine Ziege. Aber gerade das war sein Tod. Beim Ziegenstall nämlich hatten die Missionare eine große Falle angebracht; eine schöne Lockspeise fehlte dabei natürlich nicht. Auf diese stürzte der Unersättliche zu. Da aber — ein Knall! Der angespannte Hahn an der aufgestellten Flinte war zugeschnappt, und die Kugel saß dem armen Schlingel im Pelz, in dem schönen, bunten Fell, ja im Leib. Nicht lange darauf und da lag er, ohne noch ein Glied zu rühren! Nun wurden die Missionare gerufen, und bald stellte sich auch eine große Menge von Schwarzen ein, um das Tier sich anzusehen. Die jubelten und schrieen und dankten den Missionaren, daß sie ihnen diesen Unhold aus der Welt geschafft hatten. Was hätte der noch alles angerichtet! Denn es war ein kolossales Tier von ganz außergewöhnlicher Größe. Von der Schnauze bis zum Schwanzende maß er nicht weniger als 2 Meter 60 Zentimeter, stand also einem Tiger an Größe nicht nach.

Die Freude war allgemein. Nicht am wenigsten freuten sich die Wabuſi, d. h. die Hirten, welche große Herden besitzen, denn sie hatten ja den größten Vorteil davon, daß der Räuber tot war. Nun gab es Ruhe und Sicherheit. Denn auch das Leoparden-Weibchen glaubte man nun bald erlegen zu können.

Interessant war noch eins: nämlich das, was sich die Schwarzen in den Wochen, in denen der Leopard so viel Mordtaten ausführte, dachten. Sie meinten, in dem Tiere steckte nichts anderes, als ein böser Mensch. Dieser hätte sich nachts in einen Leoparden verwandelt, um nicht erkannt zu werden, wenn er schlechte Dinge, Mord und Totschlag ausführte! Ganz das Gleiche hatten schon früher Leute auf einer anderen Station (Ipole) als ihre Ansicht ausgesprochen.

Was aber das Schönste war, das ist das: Diese Tatsache, daß die Missionare, die Weißen, dieses kolossalen Tieres Herr geworden waren, das schrieben die Schwarzen der Macht des Gottes der Weißen zu, dem die Missionare dienten. Und das half ihrer Arbeit. Das stärkte das Vertrauen zu unserem Gott im Himmel und zu seinen Boten. War das nicht schön? So diente auch dieses Ereignis dazu, den Namen des Herrn zu verherrlichen und Gott die Ehre zu geben, die ihm gebührt. So geht es im Reiche Gottes: Der Herr arbeitet, wie und wo wir Menschen es nicht ahnen.

Unsere Reisenden und — die Harmonika für Ostafrika.

Der Frühling ist eingezogen. Da reist man leichter als im Winter. Darum machen sich nun auch wieder unsere Missionare auf, um von ihren Besuchen in der Heimat auf ihr Arbeitsfeld zurückzukehren. So nach Suriname. Und nach Deutsch-Ostafrika sind Geschw. Th. Meyer schon unterwegs. Und am heutigen Tage verließen uns Geschw. Kruppa, die vor Jahresfrist von Deutsch-Ostafrika zur Erholung hierher nach Herrnhut gekommen waren. Fröhlich zogen sie heut wieder auf ihr Arbeitsfeld hinaus. Fröhlich — wenn es auch nicht ohne Tränen abging. Wie kann es anders sein, wenn man Vaterland und Freundschaft, Vater und Mutter, Geschwister und Freunde und — und vor allem — seine Kinder verläßt. Drei Kinder hatten diese Geschwister kurz zuvor in die Kleinwelkaer Anstalt abgegeben. Nur ein kleines Kind nahmen sie mit. Befehlen wir sie und alle anderen Reisenden mitsamt ihren Kindern dem treuen Herrn! Ihr habt gewiß davon gehört, daß einer unserer Reisenden, unser Bruder Ernst Reichel, der zu den Leitern der ganzen Brüdergemein-Mission gehörte, im Schiffbruch mit allen Mitreisenden auf dem Weg nach Suriname sein Leben verlor! Denkt Euch, wie überaus traurig! Das muß uns anspornen, für all' die Geschwister, die den Ozean kreuzen, viel fleißiger zu beten! Nicht wahr, das wollt ihr tun?!

Nun noch eins: Schw. Kruppa hatte auf ihrer ersten Reise nach Ostafrika eine Harmonika mitgenommen. Und ganz, wie sie es sich gedacht hatte, so geschah es: Sie hat damit den Schwarzen viel Freude bereitet und so schön die Gesänge damit begleiten können. Diese Harmonika hat sie aber verschenkt, als sie wieder hierher kam, damit ein anderer Missionar sie benützen könnte. Nun hat sie keine. Oder hat sie sich doch noch auf der Reise in Dresden eine gekauft? Ich hoffe. Denn wir haben ihr, als wir das hörten, im letzten Augenblick noch etwas Geld gegeben, 9 Mark — so viel kostet eine Harmonika — und gesagt: Wir glauben, den Kindern, die das Kinderblatt lesen, wird es eine Freude sein, dies Geld aufzubringen, um damit der lieben Schwester und ihren Schwarzen eine Freude zu machen. Haben wir recht gehabt?

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1910. 11. Jahrgang.

Besuch einer deutschen Prinzessin im „Auto" auf unserer Missionsstation Gnadental in Südafrika.

Eine Prinzessin von Schönburg-Waldenburg besuchte am 18. März Gnadental in Südafrika. Das war natürlich ein großes Ereignis für eine solche Missionsstation. Und es war eine große Freude für die Bewohner des Ortes, denn sie sahen nun, daß nicht nur die Familie der Prinzessin, wie man das wußte, seit vielen Jahren ein besonderes Interesse an Gnadental und vor allem an der dort bestehenden Gehilfenschule zeigt, sondern daß auch diese Prinzessin aus jener Familie warmen Anteil an dem Leben und Arbeiten all der Farbigen dort nimmt.

Wir wollen den Besuch so schildern, wie ihn einer unserer Missionare den Hottentottenkindern erzählt hat. Er plaudert nämlich darüber in unserm Kinderblatt für die Hottentottenkinder, das in der Gehilfenschule in Gnadental gedruckt wird und den Titel führt: „De Kindervriend". Er schreibt natürlich in der holländischen Sprache, die dort zu Lande gesprochen wird. Sonst hätten ihn die Kinder nicht verstanden. Wir sehen, wie einfach man den Hottentottenkindern etwas erzählen muß. In unsere deutsche Sprache übersetzt, lautet die Erzählung:

„Wenn Ihr am 18. März in Gnadental gewesen wäret, würdet Ihr sehr verwundert gewesen sein! Worüber wohl? Auf dem Kirchplatz vor der Gehilfenschule war eine große Menschenmenge versammelt; auch Eltern mit kleinen Kindern auf dem Arm standen da. Und am Eingang der Gehilfenschule war eine schöne Ehrenpforte errichtet. Auf dem Bogen dieser Pforte las man in roten Lettern die Worte „Willkommen!" Wenn Ihr über dieses Wort nachdenkt, so werdet Ihr sicherlich bald herausfinden, daß es dasselbe bedeutet, wie Euer holländisches „Welcome" Aber wie ist denn dies Wort geschrieben? O, kennt Ihr diese Sprache nicht? Behaltet Euch das Wort gut, dann wißt Ihr in Zukunft wenigstens ein Wort aus der deutschen Sprache, denn aus dieser stammt das Wort. An dem Ehrenbogen waren auch deutsche Flaggen angebracht; die waren auch nicht wie unsere gewöhnlichen hiesigen Fahnen, sondern zeigten die Farben „schwarz-weiß-rot"; das sind die deutschen Farben.

Wozu nun all das? Paßt gut auf! Weil an diesem Tage eine deutsche Prinzessin zum Besuch in Gnadental erwartet wurde. Lange schon hatten die Menschen dagestanden; da auf einmal hörte man, wie jemand von unserem Kirchturm herabrief: „In der Ferne sieht man das Gefährt herausausen." Und nun quollen die Kinder aus der Schule heraus, stellten sich in guter Ordnung auf und erwarteten die Ankunft der Prinzessin.

Schließlich erschien sie auch wirklich. Wie die Kinder da die Augen aufmachten! Und auch die erwachsenen Leute! Warum? Nicht nur der Prinzessin

wegen, sondern weil die Prinzessin in einem Automobil angefahren kam! Und was für ein schönes war es! Wir hier auf dem Lande haben die Gelegenheit, ein solches zu sehen, nur sehr selten. Da müßt Ihr Euch nicht wundern über die Antwort, die ich nach dem Besuch der Prinzessin von einem Knaben bekommen habe. Ich fragte ihn, ob er die Prinzessin gut gesehen hätte? Er sagte: „Nein, ich habe nur nach dem schönen Wagen geguckt."

Unsere Missionsstation Gnadental in Südafrika.

Ich kann Euch nun leider nicht viel von dem schönen Motorwagen verraten, aber so viel weiß ich sicher, der Motor macht einen ganz gewaltigen Lärm. Ihr könnt ihn schon von weitem kommen hören. Und ferner könnt Ihr ihn erkennen an dem schlechten Geruch, der immer in seiner Nähe ist. Der Motorwagen ist eine viel spätere Erfindung als die Eisenbahn, er fährt mit Gas und einem Öl, das Benzin genannt wird. Er wird also nicht durch Dampf fortbewegt, wie die Eisenbahn, und geht auch nicht auf Schienen wie diese. Trotzdessen saust er über den Weg viel schneller als der Zug. In den Städten sind ja schon viele Fahrzeuge von dieser Sorte. Am besten tut Ihr, Ihr seht es Euch einmal selber an, dann habt Ihr den besten Begriff von einem Automobil.

Aber, fragt Ihr: Wo ist denn nun die Prinzessin? Die war unterdessen abgestiegen, unter dem Klang der Posaunen, und wurde mit viel Ehren empfangen. Eine „Adresse" (eine Begrüßungsschrift) wurde ihr überreicht, und dann ging sie durch die Räume der Gehilfenschule und sah dort, was sie nur sehen konnte. Unter anderem hörte sie, wie die Gnadentaler Schüler lesen. Auch zeichnen mußten diese vor ihr und schöne Gesänge ihr vorführen. Die hohe Frau war mit allem sehr zufrieden. Deswegen, Kinder, müßt auch Ihr in der Schule Euer Bestes tun, denn Ihr wißt nicht, vor wem Ihr vielleicht auch einmal lesen und singen müßt.

Die Prinzessin hatte nicht viel Zeit. Nachdem sie noch die Kirche und einiges andere in Augenschein genommen hatte, begann der Motor sich wieder zu bewegen; die Prinzessin mußte aufsteigen und bald war sie auf und davon. Nur drei Stunden war sie bei uns gewesen. Unsere Schulkinder werden diesen Tag nicht gleich vergessen. Aber das kann ich Euch sagen, viele von ihnen können Euch nicht erzählen, wie die Prinzessin ausgesehen hat, denn sie haben sich so über den Motor wundern müssen, daß sie ganz vergaßen, darauf zu achten, was und wie eine Prinzessin ist. Und auch ich kann Euch darüber nicht viele Erklärungen geben; sie war eben gerade so, wie eine Prinzessin."

Jubelfest in Rama auf der Moskitoküste.

Vorbemerkung.

Es war im Jahre 1858 (das Büchlein Rama Cay erzählt davon), da zog der heute noch (in der Brüdergemeine Christiansfeld) lebende, in hohem Alter stehende, bald neunzigjährige Vater Jürgensen von der Hauptstadt des damaligen Moskitolandes Bluefields nach der Rama-Insel hinüber, die in einigen Stunden Bootfahrt zu erreichen ist. Dort richtete er eine Missionsstation ein; dort wurde er zum Vater eines kleinen Inselvölkchens, das zwischen ein- und zweihundert Köpfe zählen mochte. Heute sind die Bewohner der Insel Christen, 176 Gemeinglieder zählt man jetzt in Rama, und bedient wird die Gemeine seit einer Reihe von Jahren von Missionar Weinstein und seiner Gattin. Diese waren es auch, welche im Dezember 1908 das fünfzigjährige Bestehen der Station mit ihrer Gemeine festlich begehen konnten. Schwester Weinstein hat uns freundlichst allerhand Aufzeichnungen zugestellt, auf Grund deren wir das Folgende erzählen. Zugleich mögen diese Zeilen den Geschwistern Weinstein

einen Willkommengruß bieten, wenn sie nun im Laufe dieses Sommers in die Heimat zurückkehren. Wir hören erst etwas von den

Vorbereitungen auf das Fest.

a. Ein neues Kleid und neues Licht für das Gotteshaus.

Durch das ganze Jahr 1908 erstreckten sich die Vorbereitungen für den festlichen Tag. War es doch ein Hauptwunsch der Gemeine, daß ihr Gotteshaus zum Feste ein neues Gewand anlegen solle, d. h. einen neuen Anstrich bekommen möchte, inwendig und auswendig. Und so geschah es. Und die Indianerchristen haben dabei ehrlich und treu mitgeholfen. Freilich gab es manche, die mehr schmierten als anstrichen, aber diesem Schaden konnte abgeholfen werden. Auch aufs Kirchdach ging es dann hinauf. Es wurde neu gedeckt. Und alle dankten dem lieben Gott, daß er für diese Arbeit immer schöne Witterung schenkte, nachdem es vorher sehr viel geregnet hatte.

Womöglich sollte auch eine neue Beleuchtung für das Gotteshaus beschafft werden. Denn wie war es damals? Wenn Vater Weinstein einmal einen Abendgottesdienst halten wollte, so mußte er seine Studierstubenlampe mitbringen, und das war dann die einzige Beleuchtung. Einen Kronleuchter gab es zwar, er hing mitten im Kirchraum, aber die Lampen dazu waren wohl — wie die Leute sagten — zerbrochen; jedenfalls war Tatsache, daß man sie nirgends finden konnte. Geschwister Weinstein hatten sich ja nun geholfen, sie hatten runde Brettergestelle machen lassen, in die sie Lichter hineinsteckten. Aber was war's? Es zog sehr im Kirchraume, und da war die Folge, daß die Lichter durch den Luftzug zu schmelzen anfingen, anstatt zu brennen; und außerdem war der Spaß teuer, denn man brauchte jedesmal 64 Lichter, und wenn man auch billige Lichter nahm, so kostete doch das Stück 10 Pfg. Nun rechnet einmal aus, wie hoch da die Beleuchtung an einem Abend kam. Sie kostete viel Geld, nicht wahr? Daher wollte man dieser Unbequemlichkeit, die überdies teuer war, ein Ende machen. Vater Weinstein bestellte in der Heimat sechs Lampen, damit auf jeder Seite der Kirche drei Lampen angebracht werden konnten. Hinter dem Predigttisch wünschte man noch zwei Lampen zu haben; für diese aber brauchte man nicht zu sorgen, denn sie sollten das Geschenk sein, welches die Nachbargemeine Bluefields der Gemeine Rama zum Jubelfeste darreichen wollte. Ja, diese Nachbargemeine tat noch

Bruder Weinstein (rechts) beim Bau einer Kirche in Moskito.

mehr. Sie schickte schließlich noch vier Lampen, die man an den oben erwähnten Kronleuchter befestigen konnte. Die Gemeine Bluefields nämlich hatte es gut, die konnte sich sogar das noch viel hellere Gaslicht für ihre Kirche besorgen; denn in Bluefields gibt es schon mancherlei zivilisiertere Dinge, als auf der abgelegenen Rama-Insel, so eben auch Gas. Dann aber brauchte jene Gemeine keine Petroleumlampen mehr und konnte diese nun verschenken.—Was sonst zur Verschönerung der Kirche in Rama nötig erschien, das war ein neues Tischtuch für den Predigttisch; außerdem zwei Kollektenkörbe; denn die bisher bei solchen Geldsammlungen benützten Blechteller machten doch einen zu ärmlichen Eindruck. Daher bestellte man zwei nette Körbchen, mit denen man in Zukunft das Geld einsammeln wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Nur die Hüllen für Jesus?

Eingesandt.

Nicht wahr liebe Kinder, wir kennen unsern Heiland? Es wird uns frühe schon gesagt, daß er das Einige Notwendige sei; unser ein und alles im Leben und im Sterben; der, ohne den niemand selig werden kann. Und nun, was haben wir für ihn übrig? — Was braucht er denn? Er sitzt jetzt zur Rechten seines Vaters im Himmel, und ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Er regiert von dem Thron seiner ewigen Herrlichkeit aus sein Reich auf Erden. Und wir sollen ihm dabei helfen. Ein König braucht zu seiner Regierung, zur Ausführung seiner Pläne, Menschen: Arbeiter, Soldaten, Diener; er braucht auch Geld. Ihr wißt, daß auch unser himmlischer König das braucht.

Alljährlich ziehen immer mehr Boten hinaus in die Heidenwelt, um sein Reich auch in fernen Heidenlanden gründen und bauen zu helfen. Das kostet aber Geld, viel Geld, und wir dürfen da unsere Scherflein mit beitragen und mithelfen Gottes Reich zu bauen. Das ist etwas Herrliches und Großes. Aber nun kommt noch einmal die Frage: Was haben wir dafür übrig? — — — — Für eine große Sache sollten wir auch große Opfer bringen können. Was bringen wir? — —

Ein liebes Fräulein in der Schweiz schickte mir eine Sendung Stanniol, das ihre Sonntagsschülerinnen für die Mission gesammelt hatten, und in dem Briefe, der diese Sendung begleitete, schrieb sie ganz traurig: „Ach, nur die Hüllen für Jesus!" Das Stanniol ist ja nur die Hülle von etwas viel Wertvollerem. Was denkt ihr, welch eine Summe wäre zusammengekommen, wenn alle diese Kinder einmal nicht nur die Hüllen, nicht nur das Stanniol, sondern auch den süßen Inhalt, die Schokolade, für die Mission eingeschickt hätten! Das hätte freilich mehr ausgemacht. Aber nicht wahr, die Schokolade eßt ihr lieber selber. Und so machen es viele Menschen. Das Beste behalten sie für sich und das Geringere geben sie für das Reich Gottes. Es ist traurig, daß es so ist. Wir wollen uns daraus eine ernste Lehre ziehen.

Ich meine nun nicht, daß Ihr Euere Schokolade für die Mission geben müßtet. Jesus, der große Kinderfreund, mag sie Euch wohl gönnen und ich auch, obwohl ich in meiner Jugend nicht den zehnten Teil von dem bekam, was Ihr jetzt zu genießen bekommt. Aber hie und da wär's wohl ganz angebracht, wenn Ihr Euere Pfennige und Groschen und Batzen in die Missionsbüchse tätet, anstatt Naschwerk dafür zu kaufen. Hie und da einmal — — — Das ist 1. eine sehr notwendige Übung in der Selbstbeherrschung, die wir alle lernen müssen, wenn wir glücklich werden wollen; 2. eine Übung in der Selbstverleugnung, von der Jesus sagt: Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst; und 3. dann hättet Ihr das schöne Bewußtsein, nicht nur Hüllen für Jesus übrig zu haben, sondern mehr. Es wäre zwar noch lange nicht das, was er von Euch verlangt und was er wert ist, aber es ist ein Schritt auf dem Wege dahin. Wer will auf diese Weise seinen Charakter stählen und zugleich mithelfen, die große Missionsschuld zu verringern? Ich weiß viele von Euch tun es schon; für diese schreibe ich nicht. Allen anderen Kindern aber sei es gesagt: Der Heiland würde sich herzlich freuen, wenn Ihr nicht nur Hüllen für ihn übrig hättet, sondern mit Euerem Munde und mit Eueren Taten ihm ein Lob bereitetet.

M. i. B. B.

Biblische Rätselfrage.

Die Anfangsbuchstaben der Antworten auf folgende Alt-Testamentliche Fragen ergeben einen Propheten-Namen.

1. Wer sah im Traum die Himmelsleiter?
2. Wer bracht' Rebekka einst von weit her?
3. Welch' Amt ward Gideon gegeben?
4. Wo mußt' am Hofe Joseph leben?
5. Wer hat den Wüsteuzug geleitet?
6. Wem ward ein Wildbretmahl bereitet?
7. Wer blieb am Ast der Eiche hangen?
8. Wer ward durch Weiberlist gefangen?

C. Th. D.

Quittung.

Frks. 131.— durch Bruder W. Senft, Basel, von den Basler Kindern, zur Anschaffung von Schulmaterial für die Missions-Stationen in Unyamwesi; Mk. 38.32 Ertrag der Missionskasse der Mädchenschule der Brüdergemeine in Neusalz a. O. vom Jahre 1909 durch die Schulvorsteherin, Schwester A. Theile, daselbst, für unser Heidenmissionswerk; Fr. 25.— von E. H., Schülerin der „Freien Schule", Ertrag eines kleinen Verkaufs, zur Tilgung der Missionsschuld, durch Frl. Huber und Schw. A. Gysin, Basel; Mk. 1.— durch Bruder P. Buck, Neudresden, Warthebruch; von M. B. in M. Mk. —.50; von H. B. in N. Mk. —.50 für die Schule in Rungwe, D.-O.-A. mit herzlichem Dank empfangen, bescheinigt

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1910. 11. Jahrgang.

Jubelfest in Rama auf der Moskitoküste.

(Fortsetzung.)

I. Vorbereitungen auf das Fest.

b. Ein Christbaum.

Und noch einen sehnlichen Wunsch hatten die Rama-Christen schon seit längerer Zeit. Sie wünschten sich einen künstlichen Christbaum. Warum denn aber das? Gab es denn bei ihnen keine Bäume, die man zu Christbäumen verwenden konnte? Ja und nein! Irgendwelche Zweige hätte es gewiß gegeben. Aber das ist ja nun ein verständlicher Wunsch, wenn eine nicht mehr ganz junge und nicht ganz kleine Christengemeine sich nicht mehr mit einem Zweig begnügen will, sondern für ihr Gotteshaus nach einem wirklich netten Christbaum verlangt. Passende Bäume aber waren auf der Insel nicht zu haben, sondern wenn die Weihnachtstage herankamen, dann mußten immer einige Männer eine recht beschwerliche Reise antreten, die zwei Tage in Anspruch nahm, und zwar über das Wasser, nach der Gemeine Magdala, denn dort erst gab es schöne Bäume. Das war aber keine ganz billige Tour, denn die Leute mußten den ganzen Proviant mitnehmen, und es war auch wahrlich kein Vergnügen in jener Jahreszeit, wo das Wetter meist recht unfreundlich war und ein kräftiger Nordwind den Reisenden entgegenblies. Dazu kam noch, daß kürzlich wieder ein Orkan in und um Magdala gewütet hatte, und daher wenig Hoffnung war, daß dort überhaupt noch schöne Bäume zu finden sein würden. Kurz, aus allen diesen Gründen wünschte man sich einen künstlichen Christbaum, den man nicht erst weit herzuholen brauchte und der doch nett aussähe.

c. Gesangsübungen.

Noch weitere Vorbereitungen wurden getroffen. Schon seit längerer Zeit übte Schwester Weinstein alle Tage, wenn die Schulstunden abgelaufen waren, mit den Kindern Gesänge für das Jubelfest ein. Das war kein kleines Stück Arbeit. Es war schon nicht leicht, den lieben Ramaern klar zu machen, daß sie beizeiten anfangen möchten, die Lieder zu lernen und die Melodien sich zu behalten. Und besonders schwierig war es, die Erwachsenen regelmäßig zu den Übungen zu versammeln. Da hatten die Frauen grade noch etwas Notwendiges zu waschen, andere wieder mußten grade noch nach Bluefields fahren und konnten darum nicht zur Gesangsübung kommen. Die Brüder hatten auf die Jagd zu gehen oder Holz zu schlagen, um sich einen Verdienst zu verschaffen. Wieder einer ging grade zu dieser Zeit in seine Plantagen, um zu arbeiten. Kurz, es fehlten schließlich nur noch acht Tage bis zum Fest, als Schwester Weinstein zum ersten Male alle erwachsenen Sänger zusammen gebracht hatte! Da wollte ihr der Mut entsinken; aber die Leutchen haben schließlich noch ihr Bestes getan, und am guten Willen fehlte es nicht.

d. Einkäufe.

Über diesen Vorbereitungen kam das Fest mit Riesenschritten heran. Am 25. November hatte Mutter Weinstein noch einmal nach Bluefields zu fahren, um Besorgungen zu machen. Auf dem Hinweg, den sie bei Nacht zurücklegte, hatte sie sehr böses Wetter, und sie war froh, ihre kleine Johanna nicht mitgenommen zu haben, denn zuweilen lag das Schiff ganz schief; es hätte leicht ein Unglück geschehen können.

Vater Jürgensen

Was hatte Schwester Weinstein in Bluefields noch zu tun? Allerlei Schönes und Gutes für die Küche zu kaufen! Zwei Faß Mehl, ein Sack Zucker, Tee, Rosinen, Korinthen — das war diesmal die Hauptladung des Bootes. Damit wollte man ein schönes Festliebesmahl vorbereiten. Der ehrliche Vater Jürgensen hatte hundert Mark geschickt, damit seine lieben alten Ramaer Kirchkinder eine schöne Liebesmahlfeier abhalten konnten und überhaupt das Fest nach Möglichkeit zu schmücken imstande wären. Davon konnte all das gekauft werden. Wie haben die Leute dem treuen Vater Jürgensen über das Weltmeer hinüber gedankt!

e. Das Backen.

Und nun gings Freitag Nachmittag ans Backen. Sechs große Brote wurden erst fertig gestellt; die wurden aber nicht gebacken, sondern in zwanzig kleine Portionen geteilt. Die Missionarsfrau machte alles allein an, denn die guten eingebornen Schwestern, die hatten sich ja wohl zur Hilfe ganz bereit erklärt, aber wer nicht kam, das waren sie, und bis sie dann zur Stelle waren und zugriffen, da verging noch einmal viel Zeit. Doch an diesem Freitag, da kamen sie, fünfzehn an Zahl; indes sie meinten, ihre Männer hätten ihnen das nicht besonders gesagt, daß sie helfen sollten. Als ob nicht Vater Weinstein am Sonntag in der Kirche laut und vernehmlich verkündet hätte: Wer seiner Frau bei den Vorbereitungen zum Fest helfen wollte, der möge ja erscheinen. Sie hatten's eben sehr an sich kommen lassen; ja nicht nur das, sondern manche von ihnen waren einfach zu stolz zu solcher Arbeit. Da konnte lieber die arme Schwester Weinstein wochenlang täglich um fünf Uhr aufstehen, und bis abends zehn Uhr durcharbeiten! Nun, die andern fünf Sauerteige wurden denn auch gemacht, und noch abends um zehn Uhr standen die eingebornen Schwestern mit Mutter Weinstein zusammen und arbeiteten. Man mußte sich nur wundern, wie viele Menschen das kleine Haus beherbergen konnte, ja wie sie neben einander arbeiteten und sich geduldig in einander schickten! Nachher sah auch Vater Weinstein herüber, und um die Schar in guter Laune zu erhalten, sang er ihnen einmal einen Vers vor; da brach dann alles in herzliches Lachen aus. Und noch etwas entzückte die Schwestern. Es kam der erste Advent. Da war es in der Familie des Missionars Sitte, daß das Christkind schon die Kinder und die angestellten Mädchen im Hause besuchte. Das war den Indianerfrauen etwas ganz neues. Auch wurde der Weihnachtsstern zum erstenmal angezündet und dabei Weihnachtslieder gesungen. Da kamen sie dann am Montag nach dem ersten Advent wieder fröhlich zur Arbeit. — Und zu tun gabs noch viel. Um vier Uhr schon war Schwester Weinstein auf und machte nun deutsche Liebesmahlbrötchen zurecht; weckte dann um fünf Uhr die Mädchen und läutete die Schulglocke, damit auf dieses Zeichen hin eine nach der anderen von den fünfzehn Schwestern wieder herein trollen konnte. Jede erhielt nun ihre Portion Mehl, Zucker und Gewürz zugeteilt, und so gings an die Arbeit. Zwanzig Kokosnüsse mußten gerieben und ausgequetscht werden, um die Milch zu gewinnen; und dann wurde der Teig geknetet; dabei gabs manchen Spaß, und flott ging's von der Hand. „Missis, ich brauche das, Missis, ich brauche jenes", so hieß es bald von hier, bald von dort.

Man wollte bald zum Ende kommen; denn schon standen die ersten Festgäste zu erwarten. Mitten in der Nacht waren zwei Boote abgefahren, um die Schwestern Reichel und Colditz aus Bluefields herüber zu holen. Schwester Weinstein hatte gehofft, doch wenigstens mit dem Backen fertig zu sein, ehe diese Gäste kamen; man will doch nicht, daß ein Besuch es gar zu unordentlich im Hause antrifft und alles so eng hergeht. Doch der Mangel an Backtöpfen gestattete es nicht, daß vielerlei auf einmal gebacken werden konnte, und einen schönen großen Backofen gibt es im Ramaer Missionshause nicht. So geschah es eben doch, daß Schwester Reichel mit ihren drei Kindern grade in den Trubel hineinkam. Aber das gab ja nur Spaß; wie lustig war es besonders den Kindern, daß das Missionshaus noch wie ein Bäckerladen aussah. Darüber wurde dann auch der Mutter Weinstein wieder leichter ums Herz. Nach einer Stunde trafen noch Geschwister Colditz mit ihren Zwillingen ein, und so waren nun sieben Kinder

beisammen! Wie waren die vergnügt, in der kleinen Johanna eine neue Spielgefährtin kennen zu lernen! Sie standen alle im Alter von vier bis sechs Jahren und haben sich in den folgenden Tagen prächtig mit einander verstanden; bereiteten auch nicht die geringsten Nöte; kamen sie sich doch als Gäste in einem anderen Hause und als Mitfeiernde eines Jubelfestes sehr wichtig vor. Solche Feste ereignen sich ja auch nicht alle Tage. Als die Mittagszeit jenes Tages gekommen war, da war auch das letzte Liebesmahlbrötchen gebacken. Und als man ans Zählen ging, da fand sich, daß fünfhundert Stück beisammen lagen.

f. Festschmuck.

Die Brüder waren auch nicht müßig gewesen, sie hatten die Kirche geschmückt und allerhand Früchte aus Feld und Garten zum Erntefest zusammengebracht. Die stellten sie nun im Gotteshaus auf. Die Gaben waren diesmal nicht so reichlich ausgefallen wie in früheren Jahren; das erklärt sich aber aus dem Umstand, daß alle Männer bis zuletzt sehr beschäftigt waren und ihre Plantagen so weit entfernt lagen, daß sie nicht viel herbeiholen konnten. An der Willigkeit zum Geben hatte es nicht gefehlt.

Nur eine einzige kleine Unbequemlichkeit und eine Sorge gab es im Missionshause. Das Dienstmädchen, Rahel mit Namen, hatte sich erkältet und war infolge-

Polizei in Bluefields.

dessen nicht bei guter Laune, ja wollte auch gar nicht zugreifen. Die guten schwarzen Leutchen sind, wenn ihnen auch nur das geringste fehlt, gleich ganz niedergeschlagen und denken, es gehe in den Tod. Doch auch über diesen Berg hat der liebe Gott noch hinweggeholfen. Und so stand schließlich alles in froher Erwartung des Festes und bereitete auch die Herzen fein zur Andacht.

II. Der Festtag.

a. Der Festmorgen.

Endlich, endlich war der lang ersehnte dritte Dezember da. Sehr verheißungsvoll brach der Morgen dieses Tages nicht an, es regnete und stürmte draußen. Da rückte die kleine Johanna zu ihrer Mutter und sagte: „Mama, ich weiß, woher das unfreundliche Wetter kommt: es kommt daher, daß ich ganz vergessen habe, den Heiland zu bitten, daß er uns zum Jubelfest schönes Wetter geben möchte.“ „Ja“, erwiderte die Mutter, „das ist freilich sehr schlimm, mein Kind, aber ich denke, es ist noch Zeit, Du kannst noch jetzt darum bitten.“ Und was geschieht? Das Kind legt sofort seine Hände zusammen und sagt: „Lieber Heiland, schenke uns doch schönes Wetter und jage den Wind und die Wolken fort.“ Und wirklich, nach Ablauf einer Stunde klärte sich der Himmel auf, und das Wetter blieb nun den ganzen Tag über schön.

Nun kam ein Boot nach dem andern herangerudert; die Leute hatten sich durch den Regen nicht abhalten lassen zu kommen. Vater Weinstein freute sich herzlich darüber, und die Kinder, die am Ufer standen, klatschten in die Hände und fingen an, die Boote zu zählen; als deren aber immer mehr wurden, mußten sie das Zählen aufgeben.

Nun konnte die Festfeier beginnen. Ein Morgensegen für die ganze Gemeine machte im Gotteshause den Anfang. Festgesetzt war er für $^1/_2$7 Uhr, in Gang kam er erst gegen acht Uhr. Vater Weinstein sprach über die Losung des Tages Jes. 61, 2 und legte es den Leuten nahe, daß sie sich erst im Herzen zu einer rechten Festfeier zubereiten lassen sollten; eine solche Feier mit ihren Festfreuden wäre nur möglich, wenn man traurig geworden wäre, nämlich über seine Sünden, und wenn man sich diese hätte vergeben lassen

b. Der Hauptgottesdienst.

Die Festpredigt hielt Br. Leonhard Reichel, der Leiter der ganzen Moskitomission. Er sprach über Offbg. 21,3: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“ Die Kirche ist ein Haus Gottes und soll eine wahre Hütte Gottes bei den Menschen sein, so begann er. Beschämend war es für manche alte Ramaer, daß er dann allerlei aus den Anfangszeiten der Station erzählte; wie unwillig die Ramaer vor fünfzig Jahren gewesen seien, als Vater Jürgensen herüber kam, um ihnen das Evangelium anzubieten; sie wollten es nicht annehmen; sie waren auch nicht willens, ihm bei seiner Arbeit zu helfen, sodaß er dadurch veranlaßt wurde zunächst wieder abzuziehen. Einer kam damals zu ihm und sagte, als er ihn arbeiten sah, ganz verwundert: „Du arbeitest?“ Vater Weinstein dachte währenddessen bei sich: „Das kann mir auch heute noch passieren.“ Und doch haben diese fünfzig Jahre eine rechte Veränderung hervorgerufen. Da lebte noch die allererste Eingeborene, welche sich zur Taufe gemeldet hatte, Schwester Sally Cranz. Sie saß vor dem Redner und hörte aufmerksam zu. Es lebten auch noch andere, die so mancher Sünden aus ihrer heidnischen Zeit sich erinnerten, welche sie damals in ihrer Jugend begangen hatten, an die sie heute mit rechtem Schamgefühl zurückdachten. Saß doch da z. B. eine Frau, die zu Vater Jürgensens Zeit eines ihrer eigenen Kinder, ein Mädchen, (man möchte es gar nicht aussprechen) lebendig begraben hatte! Schwester Weinstein sah sie an, um zu sehen, was für einen Eindruck Bruder Reichels Worte auf sie machten; aber sie mußte gewahr werden, daß die Frau wohl nicht gar viel von der Predigt verstand, denn sie spricht das Rama-Indianische, und kennt von englischen Worten fast nur die Ausdrücke, die man im täglichen Verkehr gebraucht.

Auch einige eingeborene Brüder lebten noch aus der Anfangszeit; einer mit Namen Lorenz, auch Vater Downs und andere; die waren vor fünfzig Jahren so recht in ihren Flegeljahren gewesen; es war daher kein Wunder, daß sie nach ihrer eigenen Aussage dem aufopferungsvollen Missionar Jürgensen das Leben recht sauer gemacht hatten.

Was für treue Christen waren jetzt diese alten Männer! Dem Vater Downs rannen die Tränen über die Wangen, als er noch nach der Predigt über die besseren Zustände, die jetzt in Rama herrschten, sprach.

Tränenden Auges freute er sich auch über einen kleinen, netten Zug an dem Töchterchen der Geschwister Weinstein, der kleinen Johanna. Sie hatte zum Jubelfest ein Kissen gearbeitet, das schenkte sie ihren Eltern, und sagte dazu: Damit die Eltern noch lange wüßten, wie lieb sie ihr Hannel hätte, und damit sie das auch nicht vergäßen, wenn Hannel schon längst in der Kleinwelker Anstalt (zur Erziehung in Deutschland) weilen würde. Auf dem Kissen lag übrigens eine neue Bibel, ebenfalls ein Jubelgeschenk.

(Fortsetzung folgt.)

Polizei und Krieg in Nicaragua.

Eine Polizei, wie das Bild sie uns zeigt, ist zu allen Zeiten etwas Gutes. Denn sie hat auf Ordnung zu sehen. Aber in Bluefields mag sie gegenwärtig ganz besonders nötig sein. Denn ihr wißt, daß dort Krieg herrscht. Da sind viele, die Waffen tragen können, unter ihnen auch die Polizisten, zur Kriegführung kommandiert worden. Den Polizeidienst versehen daher zur Zeit Knabenburschen, die sich freiwillig dazu gemeldet haben. Sie sollen ihre Sache ganz gut machen.

Gebe nur der liebe Gott, daß endlich einmal das Kriegführen dort in Nicaragua aufhöre! In den letzten Wochen gingen beständig Nachrichten von Kämpfen und Plünderungen durch die Zeitungen. Bei der Rama-Insel, von der wir oben erzählten, und bei Bluefields kam es zu ernsten Schlachten. Es stehen sich Regierungstruppen unter den Generälen des jetzigen Präsidenten Madriz und Anhänger des Generals Estrada gegenüber. Einmal gewinnen diese, das andere Mal jene. Ruhe aber will nicht eintreten. Beide Gegner haben auch je ein oder zwei Schiffe bemannt, und da gab es einen kleinen Seekrieg. Ein Glück nur, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ebenfalls zwei Kriegsschiffe abgeschickt hat und den Ausländern, also auch unsern Missions-Geschwistern, Schutz angedeihen läßt. Und über allem wacht unser Vater im Himmel!

Rätsel.

Zwölf Wasserbrunnen war'n vorhanden,
Und siebzig Palmenbäume standen
Dort, wo einst Israel geruht.
Das Bibelbuch nennt uns den Namen
Des Orts, wo sie zusammenkamen;
Ich hoffe doch, ihr kennt ihn gut.
Denn eine Kirchstation
Der Brüdermission,
Wo Heiden einst zum Lichte kamen,
Die trägt denselben kurzen Namen. C. Th. D.

Quittung.

Mk. 14.— von den Kindern der Elementar- und Kleinkinderschule in Neuwied am Rhein für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben wird hierdurch mit herzlichem Dank bescheinigt **Expedition der Missions-Verwaltung.**

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1910. 11. Jahrgang.

Weiß und schwarz

oder: **Wie der Heiland aussah und wem er gehört.**

(Aus dem Englischen übersetzt.)

Im fernen Heidenlande
Sprach einst ein Missionar
Von Jesu Heilandsliebe
Zur ganzen Menschenschar.
Da fragt ein Negerknabe
Mit strahlendem Gesicht:
„Laß mich von Jesu wissen:
War schwarz er oder nicht?"

Kopfschüttelnd sprach der Lehrer:
„Nein, Jesu Haut war hell";
Worauf im Zittertone
Das Kind erwidert schnell:
„Warum geht alles Gute
Zum weißen Mann allein?
Das kann", so spricht es traurig,
„Das kann nicht richtig sein!"

Eh' nun der Friedensbote
Dem Knaben Antwort gibt,
Bat er den Vater droben,
Der alle Menschen liebt,
Daß er ihm möge geben
Ein rechtes Wort zur Stund',
Damit dem lieben Kleinen
Er nicht das Herz verwund'.

„Der Heiland war ein Jude",
Sprach er, „aus Kanaan,
Drum war er, ich vermute,
Nicht ganz ein weißer Mann.
Doch war er auch kein Schwarzer.
Die Farbe seiner Haut
Stand wohl so zwischen beiden,
Daß jed'ś ihn gerne schaut."

Kaum war dies Wort gesprochen,
Des Krauskopfs Auge leucht't.
In frend'ger Ueberraschung
Spricht er, die Wangen feucht:
„Nun weiß ich, daß der Heiland
Gelebt für mich und Dich!
Und weil er denn so gut ist,
Nehm' ich ihn ganz für mich."

Wie die schwarzen Kinder in Australien den Heiland haben möchten.

Zum obigen Gedicht.

Die Neger sind schwarz, so sagen die Weißen. Von vielen Negern aber hört man heutzutage, daß sie nicht mehr schwarz sein wollen, ja daß sie gar nicht einmal mehr den Namen Neger vertragen und zornig werden, wenn man sie Schwarze nennt. Sie wollen höchstens „Farbige" heißen oder „Landesbewohner" oder sonstwie genannt werden. Das ist uns nicht ganz verständlich, denn das Wort Neger bezeichnet doch an sich nichts Böses oder auch nur Entehrendes. Es ist einfach die Bezeichnung einer Nation, einer Rasse. Ja aber, das ist es eben gerade,

Rama Cay in Nicaragua.

was die guten Leutchen nicht gern haben wollen: sie mögen nicht an ihre Rasse erinnert werden, denn ihre Rasse ist eben nun doch schwarz und nicht weiß. Wären die Neger weiß, dann würden sie sich sehr gern Neger nennen lassen; denn sie scheinen zu glauben, daß die Weißen nun eben aus dem Grunde, weil sie weiß sind, gebildeter und klüger und in vielen Dingen besser sind als die Schwarzen.

Nnn sind aber die Neger noch garnicht eigentlich schwarze Leute. Ihre Hautfarbe ist recht verschieden, meist braun, jedenfalls nur in seltenen Fällen ganz schwarz.

Tiefe Schwärze zeigt dagegen die Haut der Australier, mit denen es z. B. unsere Missionare in Nord-Queensland zu tun haben. Und da ist es nun schön zu hören, was uns Br. A. Richter aus Aurukun in Nord-Queensland schreibt. Er schreibt: „Denkt Euch: Während die Neger sich ihrer schwarzen Farbe schämen, sind diese Australier gern schwarz." Das freut uns herzlich, denn Gott hat sie schwarz geschaffen und mit dem, was Gott uns gegeben hat, sollten wir alle zufrieden sein.

Das muß man im Auge behalten, wenn man obiges Gedicht verstehen will. Der Gedanke des Gedichts ist der: Die Schwarzen möchten sich den Heiland gern mit schwarzer Hautfarbe vorstellen, damit sie ihn ganz als den Ihren ansehen können.

Nun hat sich in den letzten Jahren bei manchen Leuten die Ansicht gebildet, daß die Juden in Palästina nicht rein weiß aussehen, sondern wie die Araber ein wenig dunkel. Ob man diese Meinung teilt oder nicht, bleibe dahingestellt; gewöhnlich werden die Juden durchaus zur weißen Rasse gerechnet. Sehr verständlich aber ist es, daß die farbigen und auch die schwarzen Bewohner der Erde sehr einverstanden mit dieser Annahme sind, denn dann können sie sich den Heiland der Welt als ein wenig dunkelfarbig vorstellen und damit zu ihrer Rasse rechnen.

An diese Vorstellung denkt der Dichter der obigen Strophen. Er will nicht sagen, daß der Heiland wirklich dunkelfarben ausgesehen hätte, er möchte aber, daß ihn nicht nur die weißen, sondern auch die schwarzen Menschen ganz für sich in Anspruch nehmen, da Jesus ja doch für weiße, schwarze, rote, gelbe, d. h. für alle Menschen geboren und gestorben ist, und noch heut mit gleicher Liebe sie alle, alle umfängt.

Und nun noch die kleine Geschichte des obigen Gedichtes!

Soeben — es ist der 7. Juli — lief ein Brief aus Australien bei mir ein. Der Schreiber ist der genannte Br. A. Richter aus Aurukun, der im April auf unserer ältesten Station in Nord-Queensland Mapoon (= Mapun) besuchte und von dort aus obiges Gedicht für unser Kinderblatt schickte. Gefunden hat er es in einer englischen Zeitschrift für die Jugend. Und es gefiel ihm und seiner Frau so gut, daß sie es den schwarzen Kindern, die ihre Sonntagsschule auf der Station besuchen, vorlasen. O, wie freuten sich da die Kerlchen und die Mädelchen darüber! Ihr hättet die Begeisterung sehen sollen, mit der sie das Gedicht anhörten! Daß die Weißen nun Jesum nicht allein beanspruchen dürfen, nein, daß auch die Schwarzen Jesum zu den Ihren rechnen dürfen, das war ein zu schöner Gedanke für sie. Sie hatten das ja wohl von Geschw. Richter schon oft sagen hören, aber es hatte noch nie einen solchen Eindruck auf sie gemacht, wie an diesem Tage. Sie jubelten nur so.

Geschw. Richter freuten sich von Herzen mit. Und damit auch wir alle an der Freude der lieben australischen schwarzen Kinderschar Anteil nehmen könnten, hat Br. Richter uns das Lied übersetzt (wir brauchten nur ein wenig noch zu feilen).

Und damit grüßen wir Br. Richter und seine liebe Frau, die viele von Euch noch kennen (sie hieß

früher Schw. Elisabeth Arnstadt, ist in Grönland geboren und hat ihre Jugend in Kleinwelka verbracht). Da ihre Arbeit in Australien nicht leicht ist, beten wir für sie, nicht wahr? Und damit wir dies recht oft tun, bitten wir sie um öftere Mitteilungen von ihrer Arbeit.

Jubelfest in Rama auf der Moskitoküste.

(Fortsetzung und Schluß.)

III. Die Nachmittagsfeier.

Nachmittags fand, wie dies in Brüdergemeinen an Festtagen üblich ist, ein „Liebesmahl" statt. Bei einem solchen kommen verschiedene Redner zu Wort, es wird dazwischen gesungen und, zumal solche Feiern häufig geraume Zeit in Anspruch nehmen, eine Erquickung gereicht, meist eine Tasse Tee und ein Brötchen. Die Zeit zwischen Predigtgottesdienst und Liebesmahl war zwar an jenem Tage reichlich kurz, doch ließen sich schließlich alle Vorbereitungen zu Ende führen. Noch waren einige Schwestern im Freien mit dem Kaffee beschäftigt, da galt es schon weiter an den Tee für das Liebesmahl zu denken. Schw. Weinstein bereitete ihn für die vielen Menschen anfangs ganz allein, die Köchin Rahel war ja nicht zur Arbeit zu bringen.

Die Missionarsfrau läutete die Glocke; daraufhin strömte alles in die Kirche.

Auf einmal kam noch ein Gasolinboot an; das gab einen Jubel; denn darin erblickte man Geschwister Jung und die beiden Missionskaufleute Wurr und Prietzel aus Bluefields.

Vater Weinstein leitete das Liebesmahl. Die Schulkinder trugen erst den hundertsten Psalm vor. Die beiden Missionarskinder, die kleine Johanna und Paula, durften dabei mit aufsagen, sie besuchten ja auch die Schule schon.

Dann kam das Jubellied an die Reihe, das der Kirchenchor, die Erwachsenen und die Kinder zusammen, zu singen hatten. Wochenlang war schon daran geübt worden. Aber wie gings? Zu Anfang wenigstens war nicht alles in Ordnung. Die Organistin, Schwester Weinstein, hatte ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet, daß die Chöre präzis einsetzten und nicht etwa ein Sänger nach dem anderen einfiele. Alle kannten das Lied und die Melodie gut, und so hoffte man das Beste. Der Chor stand denn auch zur Zeit auf und fing richtig an zu singen, aber die Kinder — blieben sitzen und schwiegen! Was waren das für bange Minuten für die Organistin! Schnell wirft sie den Mädchen einen Blick zu; zum Glück verstehen sie ihn, erheben sich und singen. Aber die Burschen, wo bleiben denn die? Sie hatten wirklich noch die Aufmunterung nötig: „Boys, stand up, sing!" d. h. „Jungens, aufstehn, singen!" Da endlich wurde es! Hatten sie vorher gezögert, nun schnellten sie wie der Blitz in die Höhe und fielen ein, und so wurde noch alles gut. Vater Weinstein hatte im Baß mitzuhelfen und gestand hinterher, er habe von diesem Ausbleiben der Kinderstimmen nichts gemerkt; er habe zu tief ins Blatt gesehen. Als der Gesang zu Ende geführt war, verließ Schw. Weinstein den Orgelsitz, und ein anderer Organist vertrat sie.

Sie selbst flüchtete aus der Kirche, denn sie hatte nun übergenug mit dem Tee zu tun. Die Frauen trugen Wasser herzu. Rahel sah wirklich auch dies geschehen, ohne eine Hand zu rühren! Schw. Weinstein konnte auf diese Weise weder Bruder Colditz's Ansprache, noch auch die Reden der beiden Indianer Thomas und Downs hören; erst später nahm sie dann wieder am Gottesdienst teil. Die beiden Ramaindianer hielten sehr gute Ansprachen an ihre Landsleute. Einer von ihnen ist übrigens in Bluefields seßhaft und ein sehr geschickter und zuverlässiger Tischler. — In diesem Gottesdienst wurden auch schriftliche Grüße mitgeteilt. Mit solchen hatten sich zum Jubelfeste eingefunden die früheren Missionare Jürgensen, Martin und Schramm. Der Jubelgruß des ersteren war so recht der Ausfluß eines warmen priesterlichen Herzens. Einzelne Glückwünsche liefen noch nach dem Fest ein. Ihr pünktliches Eintreffen war durch den Aufstand, der in Nicaragua herrschte, verzögert worden. — Nach dem Gottesdienst nahm noch

Kirche in Rama Bay.

Herr Wurr eine Photographie von den Festteilnehmern auf. Dann gings schon an das erste Abschiednehmen. Eine Anzahl Indianer mußten sich bereits auf den Heimweg begeben. Vorher aber baten sie, noch einige

Brötchen kaufen zu dürfen. Die hatten ihnen doch zu gut geschmeckt, da wollten sie gern noch ganze Hände voll nach Haus nehmen.

IV. Das Erntedankfest.

Bald brach die Dunkelheit herein. Damit war aber das Fest noch lange nicht vorüber. Die Glocke läutete wieder. Nun sollte erst noch der Erntedankfestgottesdienst gehalten werden. Das Erntefest wird meist in jenen Wochen gefeiert. Und an diesem Tage lag der Rama-Gemeine daran, den Dank für leibliche Segnungen an demselben Tage abzustatten, an dem sie für die in dem verflossenen halben Jahrhundert empfangenen geistlichen Gaben Dank opferte. Es war schön, die Kirche in diesem Gottesdienst zum ersten Mal in ihrer strahlenden neuen Beleuchtung zu sehen; und überdies waren, wie dies in Bluefields und auch auf anderen Missionsgebieten Sitte ist, die Erntefestgaben, die verschiedensten Früchte, um den Predigttisch gruppiert und boten einen reizvollen Anblick dar. Nach dem Fest wurden sie dann ebenso kindlich fröhlich und dankbaren Herzens, wie sie gegeben worden waren, zum Besten der Station verkauft.

Wieder wechselten Schriftbetrachtung, Ansprache und Gesang von Gemeine, Chor und Kindern ab. Obgleich Schw. Weinstein auch diesmal mit dem Gesang nicht so ganz zufrieden schien, so war ihr doch das Urteil der besuchenden Bluefieldser eine rechte Genugtuung; diese meinten, sie hätten gar nicht gewußt, daß die Ramaer so gut singen könnten. Nun, Mühe hatte das Ueben genug verursacht; so freute man sich über diesen Erfolg.

Wie am Vormittag, so gedachten die Feiernden jetzt wieder der sämtlichen in Rama bisher angestellt gewesenen Missionare und zwar namentlich. Es waren in den fünfzig Jahren zwölf. Wie treu hatten sie alle hier gearbeitet! Als erster und unvergeßlicher Handlanger Gottes hatte auf diesem Inselchen gewirkt der alte, treue Vater Jürgensen. Zwei Jahrzehnte hindurch hatte er als Pionier und Hirte hier gearbeitet. Nach ihm trugen hier des Tages Last und Hitze die Brüder A. Herzog, W. Peper, E Kuschnig, E. Gebhardt, P. Colditz, E. Garth, A. Arbeiter, dann wieder Br. Kuschnig, der die Stationsgebäude auf die andere Inselseite verlegte und dort die jetzige Kirche baute, endlich die Brüder Th. Martin, F. Schramm, K. Kahlhöfer, F. Weinstein. — Der Dank der Gemeine für alles das, was sie durch diese Missionare überkommen hatten, und ihre Festfreude fand einen Ausdruck unter anderm im Ertrag der Kollekten. Diese hielten sich auf gleicher Höhe wie im vergangnen Jahr, und das bedeutete schon etwas, denn es waren sehr geringe Zeiten. 52 Dollar sind da nicht so ganz leicht zusammen zu bringen. Und mit dem Ertrag des Erntefestgottesdienstes kam man schließlich auf 92 Dollar. Diese Summe konnte diesmal nicht wie bei anderen Erntefesten zur Herabminderung der Missionsschuld bestimmt werden. Diesmal galt es, die Schuld der Gemeine Rama zu decken, denn es war ja natürlich, daß die Vorbereitungen zum Jubelfeste, vor allem die Kirchreparatur, bedeutende Ausgaben verursacht hatten. So kosteten z. B. die sechs ganz einfachen Lampen, bis sie an Ort und Stelle waren, nicht weniger als 90 Dollar, also über 150 Mark; das war unbegreiflich viel. So betrug auch der Zoll für den künstlichen Christbaum doppelt so viel, als der ganze Christbaum in der Heimat gekostet hatte. Auch die Farben zum Anstrich in der Kirche waren sehr teuer gewesen; kurz, es war sehr viel Geld nötig, um alle Ausgaben zu bestreiten. Die Leute in Rama nahmen es sich aber ernstlich vor, im nächsten Jahre die Schuld abzustoßen. Man kann überhaupt sagen, daß sie ihr möglichstes tun, um allen ihren kirchlichen Verpflichtungen nachzukommen. Die kleine Gemeine von 176 Christen bringt, abgesehen von einer ganzen Anzahl Kollekten, an regelmäßigen Gemeinbeiträgen im Lauf des Jahres 600 Mark auf.

V. Die Gäste nehmen Abschied.

Am 4. Dezember mußten leider die zwei Missionarspaare Geschwister Reichel und Colditz mit ihren Kindern Rama wieder verlassen. Nach diesem Abschied war es im Missionshause recht still und öde, wie das ja immer der Fall ist, wenn ein lieber Besuch uns verlassen hat und wie das auf einer so einsamen Missionsstation im fremden Lande um so empfindlicher wirkt. Johanna und Paula wußten erst gar nicht recht, was sie ohne ihre lieben Spielgefährten noch anfangen sollten; sie setzten sich hin und weinten und fanden schließlich aus: beim nächsten Jubel, da ließen sie ihre Freunde so schnell nicht wieder fort. Bald aber brauchte sie die Mutter wieder sehr nötig; sie mußten helfen, alles in Ordnung zu bringen, und wurden dabei wieder fröhlich; denn sie waren ganz erfüllt davon, was sie doch schon alles der Mutter helfen könnten.

Dank.

Am 1. Juli brachte mir einer unserer Missionare eine Gabe mit folgenden Begleitzeilen:

Herr Missionar, nimm diese Gaben,
Die fleißig wir gesammelt haben;
Schick' sie den Heiden in der Ferne,
Wir geben 's ja für sie so gerne.
Die lieben Heidenkinderlein,
Die sollen stets recht artig sein,
Den Heiland lieben so wie wir
In unsrer Sonntagsschule hier.

Wir danken den jugendlichen Sängern und Gebern dort oben auf der rauhen Alp. Der liebe Gott vergelts.

Rätsel.

Die Bösen brechen mich. — Und willst Du die erkennen,
— Wohlan, entschließe Dich, — Mich rückwärts zu benennen!

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1910. 11. Jahrgang.

Gnädige Bewahrung in großer Lebensgefahr.

Von Miss. Thermann, d. Z. in Buchholz-Friedewald bei Dresden.

Es war an einem schönen Nachmittag im August 1908, als die vierzehn Eselein Br. Säuberlichs lustig trabend und ihren drei Treibern einige Schritte vorauseilend, in unser Stationsgehöft hereinkamen. Sie waren offenbar froh, am dritten Tage ihrer Reise von Mulango wieder an einen Ort der Zivilisation zu kommen. Oder hatten sie schon unterwegs etwas von der nahenden Gefahr bemerkt? Morgen sollten sie zur Bahnstation Kibwezi getrieben werden und von dort mit Lasten nach Mulango zurückkehren. Nachdem die Esel noch ein wenig in der Nähe der Station geweidet hatten, sollten sie am Abend nach Sonnenuntergang in unseren Eselsstall getrieben werden, aber obwohl in demselben schon seit Wochen ein Langohr des Nachts ganz allein kampierte, waren sie doch nicht hineinzubringen. Es ging ihnen wie der Kuh vor dem neuen Tor. So blieb nichts übrig, als ihnen im Hühnerhof innerhalb des Stationsgrundstückes einen Lagerplatz anzuweisen. Nun versteifte sich auch unser Einsiedler störrisch darauf, diesmal die Nacht draußen mit seinen Kameraden zuzubringen. Und das wurde sein Verderben.

Schon hatten die Stationsbewohner sich zur Ruhe begeben und Mitternacht war nicht mehr fern, da fingen die Esel an zu lärmen. Eine halbe Stunde lang horchte ich auf den Lärm, konnte aber doch den Grund desselben mir nicht erklären. Plötzlich erdröhnte ein mächtiger Schlag durch die stille Nacht und gleich darauf das Getrappel und Galoppieren der Esel, die nach allen Richtungen auseinander stoben. Flugs erhob ich mich und ging mit einer Laterne auf den Hof. Dort standen nur noch zwei Esel, von den andern war nichts zu sehen. Während ich unsern Koch und einige Burschen weckte, eilte Br. Birth herbei, und zuletzt erschienen auch die drei Eseltreiber, die gegen ihre Instruktion nicht bei den Eseln, sondern im Stationsgebäude ihr Lager gesucht hatten. Als wir an den Hühnerhof kamen, bemerkten wir, daß ein großes Stück des Zaunes, den die Esel bei ihrem Durchgehen niedergebrochen hatten, am Boden lag. Wir suchten nun in der Nähe der Station nach den Eseln, entdeckten aber nichts als einige Fußspuren von ihnen. Da rief der Eseltreiber Mbaraka plötzlich, einer seiner Leute solle ihm schnell das Karawanengewehr bringen, er habe im Busche einen Laut gehört wie von einem Löwen. Da wir aber nichts hörten, auch keinen der Esel fanden, meinten wir, er müsse sich wohl getäuscht haben, und beschlossen, den kommenden Tag abzuwarten.

Wer beschreibt unsere Überraschung, als wir am nächsten Morgen vor unsern beiden Wohnhäusern und beim Hühnerhof im Sande mächtige Fußspuren eines Löwen gewahrten! Es dauerte nicht lange, da

brachten Mbaraka und seine zwei Begleiter Br. Sänberlichs vierzehn Esel aus der Steppe wieder zur Station, einen davon mit Kratzwunden in der Flanke. Der fünfzehnte Esel, unser Einsiedler, war nicht zu finden! Er war offenbar dem Löwen zur Beute gefallen! Jetzt kam uns erst zum Bewußtsein, daß auch wir in der Nacht beim Suchen nach den Eseln in Gefahr gewesen waren, und wir dankten Gott, daß er uns vor Unfall behütet hatte.

Bald darauf wurde uns die Kunde gebracht, unser toter Esel liege ein bis zwei Minuten von der Station entfernt in dem Gebüsch, an welchem wir in der vorigen Nacht ganz nahe vorübergegangen waren. Wir gingen sogleich zur Stelle und sahen unser Grautier mit aufgerissenem Leibe vor uns liegen, getötet durch Bisse im Nacken und an der Kehle. Man konnte annehmen, daß der Löwe hierher als zu einer Futterstelle zurückkehren werde. Br. Birth ließ darum die Kostschüler eine Grube auswerfen, in die man den toten Esel hineinlegte; dann wurde ein hoher Dornenzaun um die Grube herum errichtet und nur ein schmaler Zugang offen gelassen, in welchen Br. Birth eine starke, eiserne Raubtierfalle verbarg.

Doch am nächsten Morgen fanden wir weder einen Löwen in der Falle, noch unseren Esel in der Grube. Der Löwe war offenbar nicht durch den schmalen Zugang, sondern durch einen Sprung über den Dornenzaun hinweg in die Grube gelangt und hatte auf dieselbe Weise das tote Tier herausgeholt und neben den Zaun niedergelegt, wo er sichs gut schmecken ließ. Br. Birth ließ alles wieder so herrichten wie am Abend zuvor, aber wieder umsonst.

So vergingen einige Tage; einmal war ein Schakal, das andre Mal eine Hyäne in der Falle, die dicht neben dem Esel eingegraben worden war. Schon glaubten wir nicht mehr, daß wir auch den Löwen fangen würden. Da, gerade eine Woche nach dem nächtlichen Löwenbesuch, wurde mir früh 6 Uhr gemeldet: „Der Löwe sitzt in der Falle!“ Das war keine geringe Überraschung. Unglücklicherweise hatten wir nur zu einem Gewehr Munition, und noch dazu unzureichende, so daß die uns plötzlich gestellte Aufgabe, dem Löwen den Garaus zu machen, nicht ungefährlich war. Br. Birth, als ehemaliger Soldat, der den russisch-japanischen Feldzug mitgemacht hatte, wollte das Tier zur Strecke bringen. Ich bat einige Kambamänner, mit ihren Giftpfeilen den Löwen zu schießen, jedoch vergeblich. Br. Birth und ich gingen also nach dem Platze, wo der Löwe gefangen saß. Eine ganze Anzahl Leute hatte sich in nächster Nähe eingefunden. Viele saßen auf Bäumen, auch ich folgte ihrem Beispiel. Br. Birth aber blieb unten und ging vielleicht bis auf 20 m Entfernung an den Busch heran, hinter dem der Löwe in der Falle saß. Dreimal knallten die Schüsse, jedesmal folgte das Gebrüll des Löwen, das Luft und Erdboden erzittern machte. Nach dem vierten Schusse aber sprang plötzlich das Tier hinter dem Busche empor und wollte sich auf Br. Birth stürzen. Ein schrecklicher Moment! Jedoch, Gott sei noch heute Dank! die Falle ließ den Löwen nicht los, sonst wäre der Bruder wohl nicht mit dem Leben davongekommen. Bevor er den nächsten Baum erklommen hätte, hätte ihn der Löwe gepackt. Jedes Haar gesträubt, funkelnden Auges stand das Raubtier seinem Angreifer gegenüber. Es hatte, wie wir

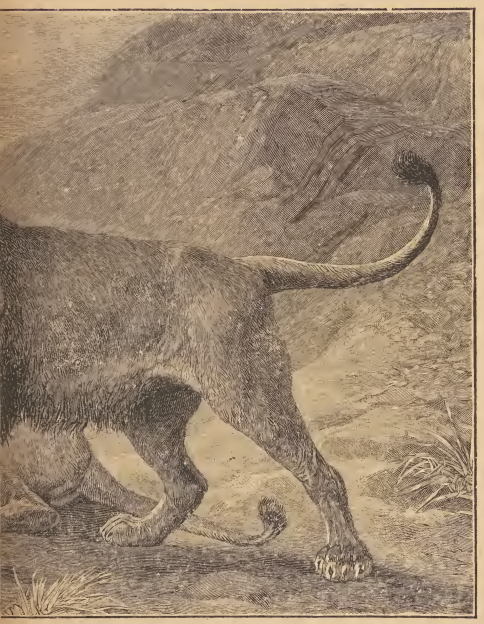
Des Löwen Morgengru

später sahen, durch den vierten Schuß einen untern Backenzahn verloren.

Da nun Br. Births Munition zu Ende war, stieg er auf einen Baum, während ich heruntersstieg, um auf der Station neue zu holen. Zu meinem Schrecken begegnete mir unterwegs meine Frau mit unserm Töchterchen. Sie war der Meinung, der Löwe sei unschädlich gemacht. Ich veranlaßte sie, sofort umzukehren, holte die Munition und reichte sie dem Bruder hinauf. Dann suchte auch ich oben wieder meinen Sitz auf. Jetzt war aber von dem

Löwen nichts mehr zu sehen, er hatte sich wieder hinter den Busch gelegt. Br. Birth kam nicht wieder zum Schuß. Ein Mukamba hatte inzwischen doch einen Giftpfeil in das Dickicht hineingeschossen, der durch das Gebüsch aufgehalten und kraftlos gemacht und vom Löwen mit der Pranke zur Seite geschleudert worden war.

Kurz darauf, gegen 8 Uhr, erscholl der Ruf: „Der Löwe ist entkommen." Er hatte sich doch noch von der Falle frei gemacht. Majestätisch stand er da



ß in Deutsch-Ostafrika.

und ließ seinen Blick in die Runde schweifen, dann verschwand er im Busche dort, wo niemand stand.

Doch noch an demselben Tage sollte er sein Leben lassen. Um 2 Uhr nachmittags erscholl plötzlich eine halbe Stunde ostwärts hinter unsrer Station eine Signaltrommel, die die Leute im Dorf alarmierte; man hatte dort im Busche den Löwen entdeckt und machte auf ihn Jagd. Dieser war jedoch so klug, seinen Schlupfwinkel nicht zu verlassen, hineinzudringen wagte natürlich auch niemand. So vergingen Stunden, bis endlich der Löwe sich doch einmal zeigte und es einem Manne glückte, einen gutgezielten Giftpfeilschuß auf ihn abzugeben. Schon nach einer Viertelstunde erlag er den Wirkungen des furchtbaren Giftes. Als man sich vergewissert hatte, daß er tot sei, stürmten alle auf ihn zu mit einem Triumphgeschrei, das ich sobald nicht vergessen werde. Solchen Jubel hat es in Ikusa wohl selten gegeben. Der tote Löwe wurde auf Stangen gelegt und mit Gesang zur Missionsstation gebracht. Jetzt sahen wir erst, was für ein mächtiges, wahrhaft majestätisches Tier es war, das uns bedroht hatte: es maß von der Nase bis zur Schwanzwurzel volle zwei Meter, und die Größe der Gefahr, die gnädig vorübergegangen war, kam uns noch einmal recht deutlich zum Bewußtsein. Die Wakamba aber zogen alsbald dem besiegten Feinde das Fell ab und teilten das Fleisch als Festbraten unter sich, an dem sie sich in den nächsten Tagen ordentlich sattgegessen haben. (L. M. Nr. 15.)

Ein Labrador-Reisender über unsere Missionare und ihre Arbeit.

Mr. Dillon Wallace hat vor nicht langer Zeit ein Buch herausgegeben, welches den Titel führt: „The Long Labrador Trail." „Moravian Missions" gibt in der letzten Nummer einige Abschnitte aus dem Buch, welche die Eindrücke beschreiben, die der Reisende bei seinem Besuch einiger unserer Missions-Stationen bekommen hat. Wir geben hier einiges davon in der Übersetzung.

1. Wie wir nach Rama kamen.

„Die Dunkelheit brach dicht und schwarz herein. Kein Zeichen von Land war sichtbar — nichts als der wirbelnde, treibende, unbarmherzige Schnee um uns und das Eis unter unseren Füßen. Manchmal fiel einer von uns, um wieder aufzustehen und das mechanische Stampfen wieder aufzunehmen. Ich wunderte mich manchmal, ob wir nicht gerade in die See hinausgingen . . . . Der Durst der Schneefelder ist außerordentlich quälend, und kann nur mit dem Durst der Wüste verglichen werden. Der Schnee umher ist vermehrte Qual, denn wenn man ihn ißt, wird der Durst nicht gelöscht, sondern verschlimmert. Wenn ich mich je nach Wasser sehnte, so war es jetzt. Stunde auf Stunde verrann, und die Nacht schien endlos zu sein. Trotzdem gingen wir weiter und die armen, heulenden Tiere mußten mit. Alles Elend hat jedoch einmal ein Ende, und das unsere hörte auf, als ich es am wenigsten erwartete. Mit einem Male stießen die Hunde ein Freudengeheul aus, und strengten sich sichtlich an. Dann brachte Korgannk sein Gesicht nahe an das meine und sagte: „Rama! Rama!" und plötzlich standen wir vor dem großen Missionshaus in Rama.

Die Hunde hatten nur einige Fuß vor dem Gebäude angehalten, aber man konnte es kaum durch die dicken Wolken erstickenden Schnees erkennen, welche der nunmehr stürmende Wind um uns her wirbelte, der in wuchtigen Stößen von den unsichtbaren Hügeln hertobte. Ein Licht schien trübe durch die vereisten Fenster, und ich klopfte laut an das Glas.

Zuerst kam keine Antwort, aber nach mehrfachem Klopfen bewegte sich jemand im Haus, und einen Augenblick drauf ging die Tür auf, und jemand rief uns zu: „Kommt, kommt aus dem Schnee heraus, es ist eine schlimme Nacht."

Ohne weiteres traten wir in den Schutz der weiten, bequemen Halle. Ein kleiner, bärtiger Mann, in Hemdsärmeln, und mit Beinkleidern und Stiefeln von Seehundsfell, hielt ein Licht mit der Hand hoch. Ich stellte mich und Caston vor, er sagte uns darauf, daß er Missionar Paul Schmidt sei.

Das von ihm gewährte gastliche Willkommen übertraf noch sein Erstaunen über unser unerwartetes Erscheinen zu Mitternacht und in einem solchen Schneesturm . . . Fünf Minuten nach unserem Eintritt lauschten wir dem Prasseln des Feuers und wärmten unsere erstarrten Glieder. Unser Wirt sorgte für jede Bequemlichkeit. Er eilte hin und her, und als wir ganz durchgewärmt waren, war auch schon das Essen fertig, und wir wurden in das Wohnzimmer nach unten gebeten, wo Frau Schmidt eine warme Mahlzeit bereitet hatte. Es war nach zwei Uhr, als wir zu Bett gingen, und ich glaube, Herr Schmidt würde uns die ganze Nacht unterhalten haben, wenn wir nicht nach der schweren Tagesarbeit so augenscheinlich der Ruhe bedurft hätten. (Schluß folgt.)

Prinz Pamiok aus der Nähe von Rama in Labrador.

Die Boaschlange in Suriname.

Schwester Philippine, eine der Diakonissen in unserem Aussätzigenheim Bethesda in Suriname, zeigt an folgendem kleinen Erlebnis, was einem im Urwald alles begegnen kann. Sie erzählt: „Während ich schreibe — es ist 11 Uhr nachts — gaben die Brüllaffen draußen ein ohrenbetäubendes Konzert und erinnerten uns daran, daß wir hier in der Wildnis sind. Noch auf eine eindringlichere Weise wurde ich daran kürzlich durch die Begegnung mit einem Tier der Wildnis gemahnt. Ich hatte etwas Milch für einen Kranken geholt. In Gedanken hingehend, achtete ich nicht weiter auf meinen Weg. Da höre ich plötzlich ein Geräusch, als ob jemand mit bloßen Füßen auf mich zukäme. Als ich aufblicke, sehe ich zu meinem nicht geringen Schrecken eine Boaschlange vor mir. Ich glaubte schon, sie würde mir entgegenkommen. Gott sei Dank aber wich sie zurück und verschwand im Gras." So sind unsere Missionsgeschwister und auch ihre Kinder oft in Gefahr. Unsere Bitten für sie dürfen daher nie verstummen.

Rätsel.

Sechs alttestamentliche Fragen, wobei die Anfangsbuchstaben der sechs richtigen Antworten den Namen eines Richters ergeben.

1. Wie hieß der Riese, den ein Kind besiegt?
2. Weiß' Ehe war's, die Gott durch Eliefer fügte?
3. Wer deutete die Flammenschrift im Saal?
4. Wie nennt man einen Stein als Denkesmal?
5. Wo blieben drei trotz Feuersglut am Leben?
6. Wer durfte Judas Mauern neu erheben?

C. Th. D.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Ch. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung. Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1910. 11. Jahrgang.

Wie der Komet in Nord und Süd beobachtet wurde.

1. In Deutsch-Ostafrika.

Der Halleysche Komet, der seltene Gast, der sich in Europa so unliebenswürdig gezeigt und die sehnsüchtig harrende Menge recht enttäuscht hat, wurde an anderen Orten der Erde gar schön in Augenschein genommen. In Ost-Afrika erwartete man ihn mit Spannung, Weiße und Schwarze; letztere waren durch die zwei Südafrika-Zeitungen Pwani na para (Küste und Inland) und Mkoma Mbli (Der Erzähler) auf die seltene Erscheinung vorbereitet worden. Diese Blätter werden übrigens zumeist von Missionaren bedient, das eine von einem solchen herausgegeben. Endlich am Mittwoch vor Pfingsten, den 11. Mai früh 4 Uhr, klopft es an unsere Fensterscheiben, schreibt ein Missionar der Betheler Mission aus Hohenfriedberg, und es ruft: „Der Komet ist da!“ Im Nu waren wir in den Kleidern, eilten vor die Tür, und sind fast überwältigt von der Herrlichkeit der Himmelserscheinung. Wir sehen den strahlenden Kern des Komets über der Steppe stehen und seinen breiten, bis an den Zenith reichenden Schweif in wunderbarem Glanz. Etwas rechts über dem Kern leuchtet der Morgenstern in seltener Helligkeit. Komet und Venus waren umrahmt von dem Heer der übrigen Gestirne. Mein Töchterchen fragte: „Kann denn der Wind nicht den schönen Kometenschwanz wegnehmen?“ Am Pfingstmorgen sahen wir den Komet wieder in unverhüllter Majestät. Das war ein herrlicher Pfingstmorgen. Von der einen Seite her dröhnte die Trommel und heidnischer Singsang; von dem hochgelegenen Christendorfe Arrarat aber erscholl es laut und rein in der Schambalasprache: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Dies Lied hatten die Christen ganz aus eigenem Antrieb angestimmt. Und bald antwortete es aus dem anderen höher gelegenen Dorfe: „Schönster Herr Jesu, Herrscher aller Enden.“ So wurden die heidnischen Trommeln übertönt von Gesängen, die zur Ehre Gottes zum gestirnten Himmel emporstiegen. Welcher Gegensatz, dort heidnische Furcht vor dem Kometen, hier anbetende Freude über Gottes Wundermacht. Wir haben den Kometen noch öfters gesehen, und zwar viel bequemer von unseren Betten aus, bis er dann nach dem Westen rückte, wo er noch von 7 bis 8 Uhr abends zu sehen war und allmählich verschwand.

2. In Australien, Nord-, Mittel- und Südamerika.

Auch auf Missionsfeldern der Brüdergemeine wurde der Wunderstern beobachtet und in seiner Schönheit wahrgenommen.

Von Australien schreibt Frau Missionar Ward: Weiße und Schwarze haben den Kometen eifrig be-

trachtet und sich an ihm erfreut. Vom 23. April an bis zum 11. Mai, wo sie schreibt, war er prächtig zu sehen und man hoffte, noch lange Zeit seine Wunderpracht beobachten zu können.

Unter den Indianern in Nicaragua verfehlte der Stern auch nicht, Epoche zu machen. Er kam den Zauberern, den sogenannten Sukias, sehr gelegen; sie haben die Sache zu ihrem Vorteil ausgenutzt; sie sagten Krieg und Kriegsgeschrei voraus, was allerdings nicht schwierig war, denn seit Monaten liegen sich dort Truppen gegenüber. Missionar Großmann in Sang Sangta am Wanksfluß hatte seine Christen schon längere Zeit über den Kometen aufgeklärt und sie gebeten, sich ruhig zu verhalten, daher gab es in jener Gegend keinen Aufruhr und keinerlei Erregung.

Befreite Sklavenkinder in Deutsch-Ostafrika.

Anders war's unter den Negern, tief im Urwald Surinames in Süd-Amerika. In der Hauptstadt Paramaribo zwar war die Aufregung am 18. Mai gering. Die Buschneger aber faßten die Sache ernster auf. Die einen, die Aukaner, erschraken ganz entsetzlich, die anderen an der Saramacca, wurden durch die abenteuerlichsten Gerüchte beunruhigt. Man hatte ausgesprengt, der Komet sei ein Zeichen des göttlichen Zornes über die Bakra, d. h. die Europäer, weil sie durch den Bahnbau die Ruhe des Gronmamas, der Führer in der Geisterwelt und der Ahnen, gestört hätten. Auch in Ganzee, wo bereits seit Jahrzehnten eine Christengemeine besteht, war eine Bewegung zu beobachten, die ebenfalls tief ging, aber doch einen christlichen Charakter hatte. Die Leute glaubten nicht anders, als daß der jüngste Tag unmittelbar bevorstünde, und das hatte nun die Wirkung, daß sie zum Missionar eilten, um noch schnell ihre Sünden zu bekennen und bei Gott Vergebung zu suchen. Ja, sie schlossen sich zu gemeinsamem ernstem Gebet und Flehen zusammen.

Die Alaska-Eskimo endlich fürchteten sich ebenfalls beim Anblick des Kometen, den sie „rauchenden Stern" nennen, denn zu ihrer Väter Zeit da sollen beim Erscheinen eines solchen Kometen keine Fische mehr die Flüsse hinaufgezogen und große Mengen Volks Hungers gestorben sein.

Ein Spaziergang in Deutsch-Ost-Afrika

und wie Gott die Spaziergänger vor Gefahren behütet hat.

Mit seinem Freunde erreichte Br. Kruppa, der das Folgende erzählt, eine kleine Anhöhe in der Nähe der Station Ileya, die einen herrlichen Blick gewährte. Da lag die Station selbst, mit ihren weißgetünchten zwei Häusern, die dem Missionar zur Wohnung dienen. In einiger Entfernung davon der große Affenbrotbaum, der seine kahlen entlaubten Aeste trotzig gen Himmel streckte. Dahinter, allerdings noch mehrere Stunden entfernt, ragt das mächtige Mbejegebirge auf; in seiner ganzen Ausdehnung kann man es von hier aus erblicken. Seine höchste Erhebung, der steile zweigipflige Mbejeberg liegt 3300 Meter über dem Spiegel des Indischen Ozeans, ist also nur wenige hundert Meter niedriger als der

Ortler und der Großglockner in den Hochalpen, deren Häupter vom ewigen Schnee bedeckt sind. In Deutsch-Ost-Afrika aber ist auch bei einer solchen Höhe an Schnee und Eis nicht zu denken. Vielleicht bildet sich dann und wann in der sogenannten kühlen Jahreszeit während der kurzen Morgendämmerung ein wenig Reif, der verschwindet aber sofort, wenn die Sonne über dem Horizont erscheint. Da mein Freund ein Fernglas bei sich führte, so betrachteten wir das schöne, hochinteressante Bild eingehend, und es ging uns unwillkürlich durch den Sinn: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte.

Von der weiten Ferne kam der Blick dann wieder in die Nähe zurück, auf die Steppe vor uns, und den schmalen Weg, den wir zurückgelegt hatten.

Mein Freund betrachtete diesen grade durch sein Glas: da erblickte er etwas, was seine Aufmerksamkeit in höchstem Grade fesselte. Ich bat ihn um das Glas und wurde bald gewahr, daß es ein mächtiger Löwe sei, der allerdings gute achthundert Meter entfernt war und dem Fluß zustrebte. Bei einer solchen Entfernung konnte auf einen sicheren Schuß nicht gerechnet werden, Wir liefen daher, was wir laufen konnten, die Höhe hinab, um dem Tier den Weg in das Dickicht das Flußufers abzuschneiden. In den wenigen Minuten, ehe wir den Platz erreichten, wo wir das Tier zuletzt gesehen hatten, war es ihm noch gelungen, in das schützende Dickicht zu entschlüpfen, und weil es schon zu dunkeln begann, mußten wir unsere Schritte heimwärts lenken, da die Dämmerung in den Tropen kaum eine Viertelstunde währt. Unterwegs gelang es uns wenigstens, noch einige Perlhühner zu erlegen, die unsere schwarzen Begleiter gern trugen.

Noch zehn Minuten waren wir von der Station entfernt, als plötzlich die Eingebornen hinter mir laut aufschrieen und ich gleichzeitig etwas an meinem Beine fühlte. Entsetzt riefen sie mir zu: „Gib acht, eine Schlange!“ Ich war entsetzlich erschrocken und sprang zur Seite. Zum Glück war das Tier ebenso schnell ins Gras geflüchtet, das in der Mitte des Weges stand; der sonst so schmale Eingebornenpfad war an dieser Stelle vom Vieh etwas verbreitert worden, da es auf diesem Wege zur Weide ging. Mein Freund blieb stehen, um zum Schuß zu kommen; und um das Tier aus dem Gras erst hervorzulocken, zündeten wir das Gras an. Da dauerte es auch nur wenige Augenblicke, und die Schlange kroch hervor, und der Freund schoß sie mitten durch. Es war eine schwarze Mamba, eine der giftigsten Arten, die wir in Ost-Afrika haben. Nach Erzählung der Leute ist ein Rind, das von dieser Schlange gebissen wird, nach wenigen Minuten tot.

Mit welch dankbaren Gefühlen wir nach Hause gingen, kann man sich denken. Wir erzählten den Unsrigen, wie uns der liebe Gott behütet hatte und beschlossen den Tag mit Gedenken an das Gotteswort: „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen, daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“

Ein Labrador-Reisender über unsere Missionare und ihre Arbeit.

(Fortsetzung.)

2. Besichtigung der Station Rama.

Am nächsten Tage besichtigten wir das Vorrats- und Tran-Haus, wo Eskimo-Männer und -Frauen damit beschäftigt waren, Seehunds-Speck in kleine Stücke zu zerschneiden, und diese mit hölzernen Hämmern zu bearbeiten. Der gehämmerte Speck wird in Geschirre von Zinkblech getan, und in denselben im Sommer der Sonnenhitze ausgesetzt, welche das feine, klare Oel herausschmilzt. Mitten im Winter ist die Seehunds-Jagd nicht möglich, und während dieser Zeit halten sich die Eskimo-Familien in ihren Häusern bei den Missions-Stationen auf. Es sind ihrer 69, die zur Station Rama gehören, und ich besuchte sie alle mit Herrn Schmidt. Ihre Häuser sind alle mit Lampenöfen geheizt, in welchen Seehunds-Oel brennt, denn es ist kein Holz hier zu finden.

Eine Missionsstation in Labrador (Nain.)

Die Eskimo in Rama und den Stationen weiter im Süden sind alle Christen, aber manche haben

noch etwas von den Gebräuchen und dem Aberglauben ihres Volkes behalten. Manche wollen immer noch nicht gern in einem Hause wohnen, wo einmal jemand gestorben ist, weil sie glauben, daß der Geist des Gestorbenen an dem Orte umgeht. Wenn das Gebäude noch etwas wert ist, reißen sie es ein und bauen es an anderer Stelle wieder auf.

Vor nicht zu langer Zeit wurde eine Eskimofrau schwer krank und war im Fieber außer sich. Ihr Mann und die Nachbarn, welche glaubten, daß sie von einem bösen Geist besessen sei, banden sie fest, und verließen sie, und sie starb schließlich einsam und ohne Pflege vor Hunger und Kälte. Dies ereignete sich in einiger Entfernung von der Missions-Station, und die Missionare hörten erst davon, als die Frau tot war. Sie sind sehr hilfsbereit gegen Kranke und Hilfsbedürftige.

Kürzlich besuchte Dr. Grenfell Nama und zeigte den erstaunten Eingebornen einige Lichtbilder, die er nach Photographien hatte anfertigen lassen, welche er das Jahr vorher aufgenommen hatte. Dabei war auch das Bild einer alten Frau, die seitdem gestorben war. Als das Bild auf der Leinwand erschien, ergriff ein tödlicher Schrecken die Herzen der einfältigen Leute. Sie meinten, ihr Geist sei auf die Erde zurückgekehrt, und glaubten ihn lange Zeit nachher auf seinen Besuchen an ihrem alten Wohnplatz herumspucken zu sehen.

3. Tageslauf der Arbeit.

Um sieben Uhr morgens ruft eine Glocke alle Angestellten an die Arbeit; um halb neun läutet es wieder zu einer halbstündigen Pause; um dreiviertel zwölf ruft die Glocke zum Mittagessen; von ein Uhr an wird wieder gearbeitet, bis es dunkel wird. Jeden Abend um fünf Uhr wird von dem Missionar oder einem Stellvertreter ein Gottesdienst in der Eskimo-Sprache gehalten. Bei diesen Gottesdiensten gewährte es mir viel Vergnügen, die eifrigen Gesichter der Leute beim Anhören der Lektions-Erklärung zu beobachten, und der kräftige Gesang der Eskimolieder machte mir die Stunde sehr interessant.

Der Missionar führt ein sehr beschäftigtes Leben. Von früh bis abends ist er beständig an der Arbeit, und selbst die Nachtruhe wird oft von einem Ruf zu einem Krankenbesuch unterbrochen. Er ist der Vater seiner Herde, und die Leute zögern nicht, seinen Rat und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ihre Schwierigkeiten und Streitigkeiten werden seiner Entscheidung unterworfen. Ich muß gestehen, daß ich, ehe ich sie auf ihrem Arbeitsfeld sah, der Arbeit der Missionare gleichgültig, wenn nicht unfreundlich gegenüberstand, denn ich hatte geglaubt, sie richteten wenig oder gar nichts aus. Jetzt weiß ich aber aus eigener Anschauung, was für unberechenbar wertvolle Dienste sie den armen Leuten dieser Küste erweisen. Sie verlassen tatsächlich die Welt und ihre Heimat, und, bis sie zu alt sind oder ihre Gesundheit nicht mehr ausreicht, verbringen sie ihr Leben in ihrem himmlischen Beruf, umgeben von Leuten anderer Rasse und Sprache, in dem ödesten und verlassensten Lande der Welt. Was für Helden und Heldinnen sind doch diese Männer und Frauen! Man muß sie bewundern und ehren.

Vom Tischgebete.

Es hat einmal jemand eine Zusammenstellung aller Gebräuche und Sitten versucht, die sich bei den verschiedenen Völkern der Erde vor dem Genuß der Mahlzeiten finden. Es ist interessant zu sehen, wie weit verbreitet das Gefühl der Verpflichtung ist, vor dem Genusse der gebotenen Gaben auch des Gebers in irgend einer Form dankend und anrufend zu gedenken.

Nach übereinstimmenden Berichten der Reisenden genießen die Neger nie Speisen, ohne einen Teil davon den Göttern zu opfern, — die bei ihnen übliche Weise, ihre Dankbarkeit zu beweisen. Die Indianer und die Völkerstämme Sibiriens werfen das erste Stück ihrer Speise ins Feuer, um damit den Segen ihrer Götter auf den Genuß des Restes herabzurufen. Der Chinese genießt nichts, ohne vorher die Nahrung auf den Hausaltar niederzusetzen und sie dadurch dem Gott zuerst anzubieten; ehe er die Schüssel wieder fortnimmt, verrichtet er auf seine Weise seine Andacht vor dem Götzenbilde.

Die Brahminen berühren vor dem Essen die Stirn mit einem Stück geweihter Kohle und rufen laut den Namen ihres Gottes. Die Römer und Griechen der alten Zeit verfehlten nie, vor den Mahlzeiten den Göttern das Trankopfer (die Libation) hinzugießen; aber auch in Worten und nicht nur in Zeichen und bildlichen Handlungen verrichteten die Römer ihr Tischgebet. Die heidnischen Sandwich-Insulaner stimmen vor der Mahlzeit einen Lobgesang an; die Nubier sprechen vor und nach dem Essen ein Gebet. Die Bewohner Madagaskars beugen sich tief, wenn sie vom Tisch aufstehen, und „grüßen ihre Geister".

Die Lappländer schlagen in die Hände und rufen: „Guter Gott, sei gelobt für die Speise". Die Muselmänner setzen sich nie zum Essen nieder, ohne zu sagen: „Im Namen des gnädigsten und barmherzigsten Gottes."

Das alte Volk Israel hat stets das Tischgebet gehalten (Ps. 118). Es vergaß es nicht, daß alles, was es genoß, aus der Hand Gottes kam, und daß sie Gesetz und Gebot empfangen hatten, dem Herrn für seine Gaben zu danken.

Und wie tun so manche Christen, die doch das Vorbild ihres Heilands haben, der allemal, wenn er Speise nahm, zuvor gen Himmel auffah und dankte? Wahrlich, Christen, die ohne Gebet die Gaben Gottes genießen können, müssen sich von den Heiden beschämen lassen!

Pilger aus Sachsen.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1910. 11. Jahrgang

Von Kinder-Missionsvereinen.

1. Vom Herrnhuter Mädchen-Missionsverein und seinem Verkauf zum Besten der Mission.

Mitte Juni war es, da trat hier in Herrnhut zum ersten Male an die Öffentlichkeit eine Vereinigung, die bereits seit Monaten bestand, aber — wie das ganz in der Ordnung war — bis dahin nur still und im Verborgenen ein Veilchendasein geführt hatte. Ich meine den Kinder-Missionsverein. Ein solcher hatte sich unter Leitung einer oder zweier Schwestern vor mehreren Monaten hier gebildet. Eine recht erfreuliche Anzahl Schulmädchen aus den höheren Klassen waren damals zusammengetreten und hatten sich vorgenommen, wöchentlich oder 14tägig an einem schulfreien Nachmittag ein oder zwei Stunden miteinander nähen, sticken, stricken, kurz, allerhand schöne und nützliche Handarbeiten anfertigen zu wollen, die dann auf irgend welche Weise der Mission zugute kommen könnten. Gesagt, getan. Sie gingen ans Werk, und ehe man es sich versah, da lag ein solcher Berg von schmucken Decken und Strümpfen und anderen Dingen zusammen, daß man sich sagte: Jetzt ist es Zeit, einen Verkauf zu veranstalten, damit wir Geld bekommen, das wir der Mission zufließen lassen können. Der Turnsaal des Herrnhuter Brüderhauses, der zu manch öffentlicher Veranstaltung freundlichst seine Pforten öffnet, nahm auch diese Kinderarbeiten liebenswürdig auf. Bald waren sie auf den Tischen ausgelegt, einige ältere Mädchen übernahmen die einzelnen Verkaufsstände und übten sich bereits im Anpreisen all der schönen Waren. Damit aber die lieben Damen, die zum Kaufe eingeladen wurden, nicht müde und matt würden von all dem Kaufen, schlug man noch ein sogenanntes Büffet auf, d. h. man bot an einer der langen Tafeln Speisen und Getränke, Kaffee und Kuchen an, die eine angenehme Erfrischung darstellten. Und so kam dann der Nachmittag heran, für den man zum Kaufen eingeladen hatte. Gar schnell füllte sich der Saal, es fanden sich Herrschaften von allen Altersstufen, Männer, Frauen, Kinder, in großer Anzahl zusammen. Und was sahen und hörten sie da alles! Nicht genug, daß sie durch die schöne Ausschmückung des Raumes, durch die laubenartigen Verkaufsstände und durch allerhand Wandmalerei, womit man den Saal verschönt hatte, überrascht wurden, nicht nur, daß sie nun kaufen, essen und trinken konnten nach Herzenslust, sie lauschten bald auch allerhand kleinen Vorführungen.

Erschienen schon die Verkäuferinnen in Nationaltracht, in dem Aufzuge, in dem die Negerinnen und die aus Britisch-Indien eingewanderten Kulifrauen in Suriname einhergehen, so führte eine Gruppe Mädchen, in Negergewand gekleidet, Negertänze und Negerspiele vor, die allgemein ergötzten und die eine Vorstellung davon gaben, wie kindlich diese Volksstämme sich gebahren, sprechen, spielen und singen. Ich werde ein andermal einige Gesänge mitteilen. Echt surinamisch

Tibetische Frauen im Himalaya

war übrigens auch Kaffee und Kakao, den man genoß. Sie waren als Geschenk vom fernen Paramaribo herübergekommen.

An diesem Nachmittag flog die Zeit nur so hin. So erschien es den Kindern und manchem Erwachsenen, der etwas beiwohnen konnte.

Ich aber hatte längst vor, Euch einmal davon zu erzählen.

Warum? Nicht nur, damit Ihr Euch darüber freut, sondern damit man auch außerhalb Herrnhut darüber nachdenkt, ob es nicht möglich wäre, einen Kinder-Missionsverein zu gründen und dadurch Missionsliebe frühzeitig zu wecken und zu pflegen. Nähere Angaben über unseren hiesigen Verein, seine Einrichtungen und Satzungen will ich gerne machen, wenn mich jemand danach fragt.

2. Von einem Knaben-Missionsverein in Gnadenfrei oder wie ein namhafter Geistlicher seine Missionsliebe empfing.

Ob es heut noch in Gnadenfrei einen Kinder-Missionsverein gibt? Früher war dies der Fall. Und hört, was ich Euch Schönes davon mitteilen kann!

Als ich kürzlich in unserer Reichshauptstadt besuchte, waren wir, eine gewaltige Menschenmenge, im Reichstagsgebäude versammelt, um das Wohl und Wehe unserer deutschen Kolonien zu beraten. Man nannte diese große Versammlung einen Kolonial-Kongreß. Bei diesem sprach man sich aus, daß man unsere schwarzen Landsleute, die Eingeborenen über See, nicht unterdrücken oder gar aussaugen, um nicht zu sagen ausrotten dürfe, sondern sie zu tüchtigen Menschen, ja zu Gottes Kindern erziehen müsse; eine solche Pflicht habe jedes Land, welches Kolonien besitze. Und um diesen letzteren Gedanken in alle Kreise der Hauptstadt Berlin hineinzuwerfen, hielten Missionsleute aus allen Gauen Deutschlands Volks-Missionsversammlungen ab. Bei diesen sprach gewöhnlich ein Berliner Geistlicher ein Eingangswort und dann berichtete ein Kenner der Missionsarbeit in den Kolonien von dem, was dort erreicht worden ist.

In einer dieser großen Zusammenkünfte hielt anfangs Herr Professor Doktor Hermann Scholz, erster Prediger an der Marienkirche Berlins, der bekanntlich der Brüdergemeine entstammt, eine Rede, in der er u. a. folgendes ausführte:

„Wollt Ihr wissen, wie ich dazu gekommen bin, ein Missionsfreund zu werden? Ich habe meine Missionsliebe aus dem Brüdergemeinort Gnadenfrei in Schlesien, wo ich aufgewachsen bin und die Schule besucht habe. In jener Schule bestand damals ein Kinder-Missionsverein, dessen Mitglieder nicht nur allerhand Gaben sammelten, die dann den Missionaren für ihre Schulkinder eingehändigt wurden, sondern dessen Mitglieder auch mit den Missionaren, ja sogar mit schwarzen Heiden- oder Christenkindern auf den fernen Missionsstationen in Briefwechsel traten, um durch diese Verbindung das Feuer ihrer Missionsliebe zu schüren und zu nähren. Ich selbst war eine Zeit lang Schriftführer dieses Vereins und habe längere Zeit mit einem Eskimoknaben auf einer der Stationen der Brüdergemeine an der weltentlegenen Labradorküste Briefe gewechselt. Wenn ich an jene Zeiten dachte, hat es mir immer wieder leid getan, daß ich nie mehr Statuten und Schriftstücke dieses Vereins zu Gesicht bekommen habe. Um so mehr aber habe ich mich jederzeit darüber von Herzen gefreut, daß ich auf diese Weise schon in früher Jugend Missionsinteresse aufzunehmen Gelegenheit hatte und Missionsliebe in mein Herz gepflanzt erhielt.

Solche Vereine aber könnte es überall geben!“

Wie steht es mit Kinder-Missionsfesten?

Im Anschluß an das in Vorstehendem Erzählte noch die Frage: Wie steht es mit Kinder-Missionsfesten?

Wer kann uns etwas davon erzählen? Solche sind z. B. in der Brüdergemeine Neusalz öfters schon gefeiert worden und haben ebenfalls bleibende Eindrücke hinterlassen. Zur Anregung, auch anderwärts ähnliche Feiern zu veranstalten, bitten wir, uns einmal etwas von einem solchen Feste zu berichten. Es ist ja gewiß, daß die Kinder auch an dem großen Missionsfeste, das jede Gemeine feiert, teilnehmen und wahrlich dabei nicht fehlen dürfen, auch bringen sie durch die Büchsen, die sie während des Jahres gefüllt haben und bei dieser Gelegenheit leeren, ihr schönes Teil an der allgemeinen Opfergabe der Gemeine für die Mission dar — es ist ferner gewiß, daß in Kindergottesdiensten von der Mission vielfach die Rede ist — aber an einem Kinder-Missionsfest kann doch die Sache der Mission den Kindern noch ganz besonders nahe gebracht werden, und ich habe schon von schönen Früchten solcher Feiern gehört.

Nun, die Hauptsache ist, daß uns die Missionssache auf irgend eine Weise wichtig gemacht werde. Und das gebe Gott!

Strickschule in Leh

im West-Himalaya.

Daß die Brüdergemeine auch in Inner-Asien arbeitet, wißt Ihr. Die Tibeter, denen unsere Missionare dort Gottes Wort verkündigen, haben harte Herzen. Nur wenige nehmen den Samen des göttlichen Wortes auf. Besonders nötig ist es, daß dort in die Familien das Evangelium hineingetragen wird. Die Frauen und die Kinder sollen es ebenso hören, wie die Männer. Diese Aufgabe erfüllen meist unsere Missionsschwestern. Sie besuchen die Frauen in ihren Häusern, die kein Mann betreten darf, und sie halten Schule für die Kinder.

Von einer Schule erzählte vor einiger Zeit eine unserer Missionsschwestern, Schw. S. Nordheim. Diese hatte damals in Schw. Schurter eine Amtsgenossin bekommen, die ihr nun in der Arbeit zur Hand ging. Die Erzählung zeigt uns sehr anschaulich, wo und wie der Unterricht betrieben wird und wie wenig oft erreicht wird. Darum laßt uns dieser Arbeit im Gebet gedenken!

Schw. Nordheim schreibt: „Kommst du heut zur Schule?“ Mit diesen Worten redet mich ein etwa zwölfjähriges Mädchen an, dem ich im Hospital einen Finger verbinde. „Gewiß,“ ist die Antwort, „geh nur einstweilen und rufe recht viele zusammen.“ Freudestrahlend läuft Katti davon. Es ist Freitag Vormittag gegen ½11 Uhr. Da mache ich mich auf den Weg vom Hospital in die Strickschule, die von heidnischen Mädchen besucht wird. Ein sogenanntes „Haus“ ist für diesen Zweck gemietet worden. Kaum bin ich in seiner Nähe, da erhebt sich ein ohrenzerreißendes Geschrei nach dem Schlüssel zu der Hoftür, den der Eigentümer verwahrt. „Die abi tschomo kommt!“ tönt es in den verschiedensten Variationen. Die Ehre, „Großmutter-Nonne“ genannt zu werden, ist wahrlich groß! In einer Großmutter steckt schon viel Weisheit und Überlegenheit, in einer Nonne noch mehr, und die Verbindung beider ist also ein wahrer Ausbund von Klugheit, Gelehrsamkeit usw. Ich lasse die Kinder nach dem Schlüssel rufen und mustere inzwischen die kleine Schar.

Wohlhabende Familie im West-Himalaya.

Da ist Katti mit dem bösen Finger, ein ganz geweckt es, zutrauliches Mädchen. Ferner meldet sich Pappa, etwa elf Jahre, ziemlich still. Ein wahrer Ausbund von Dreistigkeit ist die vierzehnjährige Kattum. Doch dann sind noch mehrere sehr scheue Kinder da, alle zwischen sieben und siebzehn Jahren; manche von ihnen bringen ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen auf dem Rücken getragen.

Nun, endlich ist die Tür aufgeschlossen, und wir eilen die paar Stufen hinauf auf eine Art „Veranda". Während ich den sehr einfachen Schulraum öffne, drängt sich meine kleine Bande um mich, um so schnell wie möglich Seife und Handtuch zu erhaschen. Gewöhnlich gebe ich beides einer der älteren; und nun eilen alle fort an den nahen Wassergraben, um sich die Hände zu waschen. Inzwischen tragen Schwester Schurter und ich die Strickſachen und den Schemel auf die Veranda, und bald kommen die Kinder zurück. Nun dauert es freilich noch eine geraume Weile, ehe jedes von ihnen sein Strickzeug hat. Endlich aber ist es so weit, und sobald alle ihre Plätze eingenommen haben, beginnt eine sehr lebhafte Unterhaltung.

Das Hauptinteresse gilt Schw. Schurter, die ja erst kürzlich hierher gekommen, daher fast allen neu ist. „Wer ist denn die neue Mem Sahib?", fragt eine, wird aber sofort von einer anderen korrigiert: „Das ist keine Mem, sie hat ja noch nicht Hochzeit gemacht. Daher ist sie Miß Sahib." „Oooh!" Mitleidiges Erstaunen. Dann geht es weiter: „Kommt sie aus deiner Heimat? Kann sie unsere Sprache? Wird sie immer bei dir bleiben? Warum hat sie denn auch so gelbes Haar? Kann sie auch stricken?", und noch viele andere Fragen. Letztere Frage ist ja leicht zu beantworten, und bald haben sich alle davon überzeugt, daß „die neue Miß Sahib" wirklich auch stricken kann! Großer Jubel erhebt sich, als uns die Kinder deutsch reden hören. Nicht nur einzelne Wörter werden aufgeschnappt, sondern bald fragen einige: „Die neue Miß Sahib sagte vorhin „allemal", was ist das? „Wie nennt ihr das? Was sagt ihr dafür?" Leise fragt eine Kleinere ihre Nachbarin: „Warum sind denn die beiden nicht verheiratet?", worauf die Antwort erfolgt: „Na die Europäer haben eben komische Sitten!"

Eine allgemeine Bewegung entsteht: „Die Jungen kommen!" Richtig, auf der Straße drängen sich wohl zwanzig etwa vierzehnjährige Knaben, die dringend bitten, zur Strickschule kommen zu dürfen. Dagegen erheben aber die Mädchen Einspruch: „Wir dürfen nicht bleiben, wenn wir mit Knaben zusammen sein müssen!" Also muß ich die Bittsteller abweisen. Ein paar Minuten lang ist alles still. Aber dann erhebt sich aus dem gegenüberliegenden Hause ein wahrhaft ohrenzerreißendes Geschrei vieler Stimmen. Wir sehen auf, — da stehen die Buben an den Fenstern, jeder mit einem Strickzeug in der Hand, und triumphierend zeigen sie nun von Zeit zu Zeit die Arbeiten. Woher sie diese haben? Ich weiß es nicht. Soviel ist sicher, daß die Knaben viel zuverlässigere, treuere Schüler wären als die Mädchen, die kommen oder wegbleiben, wie es ihnen gerade paßt.

Inzwischen ist es ½12 Uhr geworden. Da gebe ich das Kommando: „Einpacken!" Ein buntes Gewusel — nach und nach aber sind die Arbeiten alle im Kasten verwahrt. „Eine Geschichte!", bitten einige. Und während sich die meisten um das Bild drängen, ruft Katti freudestahlend aus: „O, da ist ja derselbe Jesus, den wir vorigesmal in der Krippe sahen!" Ja, Katti ist ziemlich die einzige, die die biblischen Geschichten nicht so bald vergißt, sondern sogar sich dafür interessiert. Aber die dreiste Kattum stört durch fortwährende Ungezogenheiten nach Kräften die allgemeine Ruhe während des Erzählens, bringt die anderen zum Lachen, neckt und ärgert sie, kurz, sie ist wirklich ein arger Störenfried. Endlich gehen wir auseinander. „Dschu, dschule!" tönt es noch lange hinter uns her, auch wohl: „Komm doch nächsten Freitag wieder!" Ja, freilich will ich kommen, und Schw. Schurter auch, aber ob wir nicht unverrichteter Sache wieder zurückgehen müssen? Ob auch nur ein einziges Kind kommen wird?

In Gefahr behütet.

Wie mancherlei Gefahren sind doch auch die Kinder unserer Missionare im Heidenlande ausgesetzt. Oft sind es Schlangen, die ihnen nahen. Davon erzählten wir schon mehrfach. In Gnadental in Südafrika hat der große Kinderfreund im vergangenen Jahre in einer besonderen Gefahr seine schützende Hand über einem Kinde gehalten. Das zweijährige Töchterchen der Geschw. Schmidt, Margarete, das schon im Februar das Unglück hatte, ein Bein zu brechen, wäre im November fast ertunken. Es war in den Mühlbach gefallen und blieb unter der Brücke hängen. Mit vieler Mühe konnte es der gerade anwesende Kutscher von Berea, Johannes April, im Wasser unter die Brücke kriechend, hervorholen. Außer einer kleinen Schramme am Kopf und dem erlittenen Schrecken hat das Kind wunderbarerweise keinen Schaden gelitten. Wie dankten die Eltern dem Herrn dafür, daß er die Kleine in so großer Gefahr wunderbar behütet und gerettet hatte! Wir aber befehlen ihm in Gedanken an solche Fälle alle unsere Missionskinder zu treuer Hut!

Rätsel: Zwei Silben nennen einen schwarzen Mann — Drehst du ihn um, so strömt's vom Himmel dann.

Herzlichen Dank

für Mk. 5.—, erhalten von den Schulkindern in Marklissa.

Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.